P. o. gall. 303 s (9, 16–18

Das

belletristische Europa

9. Band. 16—18 Lfg.

Die Dame von Monsoreau.

Von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Sechster Theil.

Augsburg, 1846.

v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

In der v. Jenisch und Stage'schen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Graf von Monte-Christo.

Roman

von

Alexander Dumas.

Deutsch von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

1—4r Band. 8. Velinp. geh. à 12 Ngr. od. 42 kr.

Zum Ruhme dieses meisterhaften Werkes brauchen wir uns bloß auf den dasselbe auszeichnenden Correspondenzartikel in der Allgemeinen Zeitung vom 28. Dez 1845. zu berufen, der die ganze deutsche Lesewelt zur höchsten Spannung electrisirte. Die äusserst wundersame Geschichte eines jungen Mannes, der von der Schwelle seines ersehnten Glückes schuldlos in die Nacht eines vermeintlich ewigen Kerkers geschleudert wurde, aus dem er durch die grauenvollste Kühnheit als ein Racheengel in ein Leben voll der außerordentlichsten Abenteuer zurückeilte, wird die gefühlvollen weiblichen Herzen und die mannhaftesten Gemüther, mit fieberhaften Schaudern durchbeben.

Martin,

oder

Die Memoiren eines Kammerdieners.

Die beste Empfehlung dieses neuesten Romanes von Eugen Sue, ist wohl der weltberühmte Name

Die
Dame von Monsoreau.

Historisch-romantisches Sittengemälde
aus den Zeiten
Heinrich's III., Königs von Frankreich.

Von

Alexander Dumas.

Deutsch
von
Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Sechster Theil.

Augsburg, 1846.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

In der v. Jenisch und Stage'schen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Graf von Monte-Christo

von

Alexander Dumas.

Deutsch von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

[illegible]

[illegible]

Martin,

oder

Die Memoiren eines Kammerdieners.

[illegible]

Erstes Kapitel.

Ein Besuch im Hause in der Tournelesstraße.

Die Ueberreizung vertritt bei einigen Menschen die Stelle wirklicher Leidenschaft, wie der Hunger dem Wolfe und der Hyäne einen Anschein von Muth verleiht. Unter der Einwirkung eines solchen Gefühles war Herr von Anjou, dessen Aerger, als er Diane nicht mehr in Meridor traf, man nicht schildern könnte, nach Paris zurückgekommen; nach seiner Rückkehr war er in diese Frau fast verliebt, und dieß gerade deßhalb, weil man sie ihm wegführte. Hieraus erfolgte, daß sein Haß gegen Monsoreau, ein Haß, der von dem Tage datirte, an dem er erfahren hatte, daß der Graf ihn verrieth; hieraus erfolgte, sagen wir, daß sein Haß in eine um so gefährlichere Art von Wuth war verwandelt worden, als er, des energischen Characters des Grafen bereits durch Beweis kundig, sich bereit halten wollte, einen Streich zu versetzen, ohne sich selbst bloßzustellen. Andererseits hatte er auf seine politischen Hoffnungen nicht verzichtet; und ganz im Gegentheile die in Bezug auf seine eigene Wichtigkeit gefaßte Zuversicht, in seinen eigenen Augen ihn vergrößert. Kaum nach Paris zurückgekehrt, hatte er also seine finsteren und heimlichen Umtriebe wieder begonnen. Der Moment war günstig: eine große Zahl

von jenen unschlüssigen, dem Erfolge ergebenen Verschwörern, durch die Art von Triumph beruhiget, welche des Königs Schwäche und Katharinens Verschmitztheit den Anjouern eben erst verschafft hatten, drängten sich um den Herzog von Anjou, auf solche Weise durch unmerkbare aber mächtige Fäden die Sache des Prinzen mit jener der Guisen verbindend, die klüglich im Dunkel blieben, und ein Schweigen beobachteten, welches Chicot sehr beunruhigte. Uebrigens gab es keine politische Herzensergießung des Herzogs gegen Bussy mehr: eine freundschaftliche Heuchelei, weiter nichts. Der Prinz war einigermaßen verblüfft, den jungen Mann bei Monsoreau gesehen zu haben, und hegte einen Groll gegen ihn wegen des Vertrauens, das ihm der so argwöhnische Monsoreau dennoch schenkte. Er erschrack auch über jene Freude, welche Dianens Antlitz verklärte, über jene frischen Farben, die sie so wünschenswerth machten, da sie so liebenswürdig war. Der Prinz wußte, daß die Blumen nur in der Sonne Farbe und Wohlgeruch bekommen, und die Frauen nur in der Liebe. Diane war sichtbar glücklich, und dem immer böswilligen und sorgenvollen Prinzen schien fremdes Glück eine Feindseligkeit.

Als Prinz geboren, durch düstere und krumme Wege mächtig geworden, entschlossen, der Gewalt sich zu bedienen, entweder zu seinen Liebschaften oder zu seinen Rachehandlungen, seitdem die Gewalt ihm gelungen war, übrigens gut berathen durch Aurilly, dachte der Herzog, daß es schmachvoll für ihn sey, in seinen Wünschen durch so lächerliche Hindernisse, wie die Eifersucht eines Gatten und den Widerwillen einer Frau, aufgehalten zu werden.

Eines Tages, da er schlecht geschlafen, und die Nacht mit Ausbeutung jener bösen Träume zugebracht hatte, die man in einem fieberhaften Halbschlafe findet, fühlte er sich zur Stimmung seiner Wünsche erhoben, und bestellte seine Equipagen, um Monsoreau zu besuchen. Monsoreau war, wie man weiß, in seinem Hause bei dem Tournellesplatze eingezogen. Der Prinz lächelte bei dieser Meldung. Dieß war das kleine Stück der Comödie von Meridor. Er erkundigte sich, nur der Form wegen, nach der Gegend, wo dieses Haus liege; man antwortete ihm: „auf dem Platze Saint-Antoine," und gegen Bussy, der ihn begleitete, sich wendend, sagte er: „Weil er bei dem Tournellesplatze wohnt, so gehen wir zum Tournellesplatze."

Der Zug setzte sich in Bewegung, und bald kam das ganze Quartier durch die Gegenwart dieser vierundzwanzig schönen Edelleute in Bewegung, aus denen gewöhnlich das Gefolge des Prinzen bestand, und von denen jeder zwei Lakeien und drei Pferde besaß. Der Prinz kannte das Haus und die Thüre gut; Bussy kannte es nicht minder gut, als er. Beide hielten also vor der Thüre, traten in den Gang, und stiegen die Treppe hinauf; nur trat der Prinz in die Gemächer, und Bussy blieb auf dem Vorplatze. Aus diesem Verfahren ergab sich, daß der Prinz, welche der Bevorzugte schien, nur Monsoreau sah, der, auf einem Langstuhle liegend, ihn empfing, während Bussy in Dianens Armen seine Aufnahme fand, die ihn sehr zärtlich umarmte, indessen Gertraud Wache hielt.

Monsoreau, von Natur aus blaß, wurde erdfahl,

als er den Prinzen gewahrte. Er war seine schreckliche Vision. „Monseigneur!“ sagte er, vor Aerger bebend, „Monseigneur in diesem armseligen Hause! Wahrhaftig, dieß ist zu viel Ehre für einen so unbedeutenden Mann, wie ich bin.“

Die Ironie war sichtbar, denn der Graf gab sich kaum die Mühe, sie zu verhehlen. Der Prinz schien sie jedoch durchaus nicht zu bemerken, und sagte, dem Genesenden sich lächelnd nähernd: „Ueberall, wohin ein leidender Freund sich begiebt, werde ich hingehen, um mich nach seinem Befinden zu erkundigen.“

„Wahrhaftig, Prinz, Eure Hoheit haben das Wort Freund gesprochen, glaub' ich.“

„Ich hab's gesprochen, mein lieber Graf; wie befinden Sie sich?“

„Viel besser, Monseigneur; ich stehe auf, ich gehe, ich komme, und in acht Tagen wird Alles vorüber seyn.“

„Hat Ihnen Ihr Arzt die Luft der Bastille verordnet?“ fragte der Prinz mit dem harmlosesten Tone von der Welt.

„Ja, Monseigneur.“

„Behagte es Ihnen in der Straße des Petits-Pères nicht?“

„Nein, Monseigneur, ich erhielt dort zu viele Besuche, und diese Besuche machten einen zu großen Lärm.“

Der Graf sprach diese Worte mit einem Tone von Festigkeit aus, die dem Prinzen nicht entging, und dennoch schien der Prinz nicht darauf Acht zu geben.

„Sie haben aber keinen Garten hier, dünkt mir,“ äußerte er.

„Der Garten schadet mir, Monseigneur," antwortete Monsoreau.

„Aber wo gehen Sie denn spazieren, mein Lieber?"

„Ich gehe nicht spazieren, Monseigneur."

Der Prinz biß sich auf die Lippen, und lehnte sich in seinem Stuhle zurück. „Wissen Sie, Graf," fragte er nach einer Pause des Schweigens, „daß man sich bei dem Könige sehr um Ihre Stelle als Oberjägermeister bewirkt?"

„Pah! Und unter welchem Vorwande, Monseigneur?"

„Viele behaupten, daß Sie todt seyen."

„O! Monseigneur, ich weiß es gewiß; ich stehe gut dafür, daß ich es nicht bin."

„Ich stehe für gar nichts gut; Sie graben sich ein, mein Lieber, sind also todt."

Nun biß Monsoreau sich auf die Lippen. „Was hat's auf sich, Monseigneur?" sagte er; „ich werde meine Stelle verlieren."

„Wirklich?"

„Ja; es giebt Dinge, die mir lieber sind."

„Ah!" versetzte der Prinz, „das ist von Ihrer Seite sehr uneigennützig."

„Ich bin nun einmal so, Monseigneur."

„In diesem Falle, da Sie nun einmal so sind, würden Sie es nicht übel nehmen, wenn der König es erführe."

„Wer sollte es ihm sagen?"

„Ei, wenn er mich fragt, werde ich ihm wohl unser Gespräch wiederholen müssen."

„Meiner Treue, Monseigneur, wenn man dem Könige

Alles erzählen wollte, was man in Paris sagt, so hätten Seine Majestät an ihren zwei Ohren nicht genug."

„Was sagt man denn in Paris, mein Herr?" fragte der Prinz, so rasch zum Grafen sich wendend, als hätte ihn eine Schlange gestochen.

Monsoreau sah, daß das Gespräch ganz sachte eine für einen Genesenden, der noch nicht die volle Freiheit des Handelns besaß, etwas allzu ernste Wendung genommen hatte; er beschwichtigte den Zorn, der in der Tiefe seiner Seele gährte, und sagte, eine gleichgültige Miene annehmend: „Weiß ich es? Ich armer Gelähmter? Die Ereignisse ziehen vorüber, und ich gewahre kaum ihren Schatten. Wenn der König verdrießlich ist, meinen Dienst so schlecht verrichten zu sehen, hat er Unrecht."

„Wie so?"

„Allerdings: mein Unfall . . ."

„Nun denn?"

„Ist zum Theile seine Schuld."

„Erklären Sie sich."

„Ei, ist Herr von Saint-Luc, der mir diesen Degenstich gegeben hat, nicht einer von den liebsten Freunden des Königs? Der König hat ihm den geheimen Stoß gezeigt, mittelst dessen er mir die Brust durchbohrte, und nichts beruhiget mich darüber, daß es nicht sogar der König selbst sey, der ihn ganz im Stillen gegen mich entsendet hat."

Der Herzog von Anjou machte fast ein Zeichen der Beistimmung. „Sie haben Recht," sagte er; „aber im Grunde ist der König doch der König."

„Bis er es nicht mehr ist, nicht wahr?“ versetzte Monsoreau.

Der Herzog bebte. „Apropos,“ fragte er, „wohnt Frau von Monsoreau nicht hier?“

„Monseigneur, sie ist in diesem Augenblicke krank, außerdem sie schon gekommen wäre, Ihnen ihre tiefeste Ehrfurcht zu bezeigen.“

„Krank? Die arme Frau!“

„Ja, Monseigneur.“

„Aus Gram, Sie leiden gesehen zu haben?“

„Zunächst; dann wegen der Anstrengung dieses Umzuges.“

„Hoffen wir, daß die Unpäßlichkeit von kurzer Dauer seyn werde, mein lieber Graf. Sie haben einen so geschickten Arzt.“ Und er erhob sich von seinem Sitze.

„In der That,“ erwiederte Monsoreau, „hat dieser liebe Remy mich bewundernswürdig gepflegt.“

„Es ist ja Bussy's Arzt, den Sie mir da nennen.“

„So ist's; der Graf hat ihn mir gegeben, Monseigneur.“

„Sie stehen also in sehr genauer Verbindung mit Bussy?“

„Er ist mein bester, ich sollte wohl sagen: mein einziger Freund,“ antwortete Monsoreau kalt.

„Adieu, Graf,“ sagte der Prinz, den Damastthürvorhang aufhebend.

Im nämlichen Augenblicke, und da er den Kopf unter den Vorhang steckte, glaubte er die Schleppe eines Kleides in das anstossende Zimmer wischen zu sehen, und Bussy erschien plötzlich auf seinem Posten mitten im Corridor. Der Verdacht nahm bei dem Herzoge zu. „Wir gehen,“ sagte er zu Bussy.

Bussy ging, ohne zu antworten, alsogleich hinab, um der Bedeckung den Befehl zu ertheilen, sich anzuschicken, vielleicht aber auch, um dem Prinzen seine Röthe zu verbergen. Der Herog, auf dem Treppenabsatze allein geblieben, versuchte in den Corridor zu gehen, worin er das seidene Kleid verschwinden sah. Aber, indem er sich umkehrte, bemerkte er, daß Monsoreau ihm gefolgt sey, und, blaß und auf das Gesims gestützt, auf der Thürschwelle stand.

„Eure Hoheit nehmen den unrechten Weg," sagte der Graf kalt.

„Es ist wahr," stammelte der Herzog; „ich danke."

Und er ging die Treppe hinab, die Wuth im Herzen. Während des ganzen Weges, der jedoch lange war, wechselten Bussy und er kein einziges Wort. Bussy verließ den Herzog am Thore seines Hôtels. Als der Herzog eingetreten, und in seinem Cabinete allein war, schlüpfte Aurilly geheimnißvoll hinein.

„Wohlan," sagte der Herzog, ihn gewahrend, „ich bin durch den Gatten beschimpft."

„Und vielleicht auch durch den Liebhaber, Monseigneur," versetzte der Musiker.

„Was sagst Du?"

„Die Wahrheit, Hoheit."

„So sag' Alles!"

„Hören Sie, Monseigneur, ich hoffe, daß Sie mir verzeihen werden, denn es geschah zum Dienste Eurer Hoheit."

„Geh, dieß versteht sich, ich verzeihe Dir zum Voraus."

„Nun denn, ich habe unter einem Wagenschoppen des Hofes gelauert, nachdem Sie hinaufgegangen waren."

„Ah! Ah! Und was hast Du gesehen?"

„Ich sah ein Frauenkleid erscheinen, ich sah diese Frau sich neigen, ich sah zwei Arme sich um ihren Hals schlingen, und da mein Ohr geübt ist, hörte ich sehr deutlich das Rauschen eines langen und zärtlichen Kusses."

„Doch wer war der Mann?" fragte der Herzog. „Hast Du ihn erkannt?"

„Ich vermag nicht, Arme zu kennen," antwortete Aurilly; „die Handschuhe haben kein Gesicht, Monseigneur."

„Ja, aber man kann Handschuhe erkennen."

„Es dünkte mir wirklich..." äußerte Aurilly.

„Daß Du sie erkanntest, nicht wahr? Nun denn!"

„Es ist aber nur eine Vermuthung."

„Gleichviel, sprich immerhin!"

„Wohlan, Monseigneur, es dünkte mir, daß es die Handschuhe des Herrn von Bussy waren."

„Goldgestickte Handschuhe von Büffelleder, nicht wahr?" rief der Herzog aus, vor dessen Augen plötzlich die Wolke verschwand, welche die Wahrheit verhüllte.

„Von Büffelleder, goldgestickte; ja, Monseigneur, so ist's," wiederholte Aurilly.

„Ah! Bussy; ja, Bussy! das ist Bussy!" rief der Herzog wieder aus; „wie blind war ich, oder vielmehr, nein, ich war nicht blind. Nur konnte ich an eine so große Verwegenheit nicht glauben."

„Nehmen Sie sich in Acht," bemerkte Aurilly, „es scheint mir, daß Eure Hoheit sehr laut sprechen."

„Bussy," wiederholte noch einmal der Herzog, an tausend Umstände sich erinnernd, die unbemerkt vorübergezo=

gen waren, und nun vergrößert an seinen Augen wieder vorüberzogen.

„Man muß jedoch nicht allzuleicht glauben, Monseigneur," sagte Aurilly; „konnte nicht ein Mann im Zimmer der Frau von Monsoreau versteckt seyn?"

„Ja, allerdings; aber Bussy, Bussy, der im Gange war, hätte diesen Mann gesehen!"

„Das ist wahr, Monseigneur!"

„Und dann die Handschuhe, die Handschuhe."

„Das ist wieder wahr; und dann, außer dem Rauschen des Kusses, hab' ich noch gehört..."

„Was?"

„Drei Worte."

„Welche?"

„Folgende: „Auf morgen Abends."

„O mein Gott!"

„Wir könnten uns demnach Gewißheit verschaffen, Monseigneur, wenn wir jene Uebung, die wir ehedem vornahmen, wieder ein wenig beginnen wollten."

„Aurilly, morgen Abends werden wir wieder beginnen."

„Eure Hoheit wissen, daß ich Ihnen zu Befehl stehe."

„Gut. Ah! Bussy!" wiederholte der Herzog unvernehmlich, „Bussy, Verräther an seinem Herrn! Bussy, dieses Schreckbild Aller! Bussy, der rechtschaffene Mann... Bussy, der nicht will, daß ich König von Frankreich werde! . . ."

Und der Herzog, mit höllischer Freude lächelnd, entließ Aurilly, um nach Bequemlichkeit zu brüten.

Zweites Kapitel.

Die Auflaurer.

Aurilly und der Herzog von Anjou hielten sich wechselseitig Wort; der Herzog ließ Bussy den Tag über nicht von sich, so lang er konnte, um keinen von seinen Schritten zu verlieren. Bussy verlangte es nicht besser, als den Tag über dem Prinzen den Hof zu machen; auf diese Art bekam er den Abend frei. Dieß war seine Methode, und er übte sie sogar ohne Rückhaltgedanken. Um zehn Uhr Abends hüllte er sich in seinen Mantel, und machte sich, seine Strickleiter unter dem Arme, auf den Weg nach der Bastille. Der Herzog, welcher nicht wußte, daß Bussy in seinem Vorzimmer eine Strickleiter hatte, welcher nicht glauben konnte, daß man auf den Strassen von Paris so allein gehe, der Herzog, welcher dachte, daß Bussy in sein Hôtel sich begeben würde, um ein Pferd und einen Diener zu holen, verlor zehn Minuten mit Zurüstungen; während dieser zehn Minuten hatte Bussy, hurtig und verliebt, bereits drei Viertheile des Weges zurückgelegt.

Bussy war glücklich, wie es gewöhnlich die kühnen Leute sind; es begegnete ihm auf dem Wege durchaus nichts widriges, und näher kommend, sah er Licht an den Fenstern. Dieß war das zwischen ihm und Diane verabredete Zeichen. Er warf seine Strickleiter auf den Balcon; diese mit sechs, in verkehrten Richtungen angebrachten Klammern versehene Strickleiter, häckelte sich immer an etwas an. Bei dem Geräusche löschte Diane ihre

Lampe aus, und öffnete das Fenster, um die Leiter zu befestigen. Dieß war in einem Augenblicke gethan. Diane schaute auf den Platz; sie durchforschte mit dem Blicke alle Ecken und Schlupfwinkel; der Platz schien ihr öde. Dann gab sie Bussy ein Zeichen, daß er hinaufsteigen könne. Auf dieses Zeichen erstieg Bussy die Sprossen paarweise; es waren ihrer zehn, sohin die Sache in fünf Schritten abgethan, nämlich in fünf Secunden. Dieser Moment war glücklich gewählt, denn während Bussy durch das Fenster stieg, stieg Herr von Monsoreau, nach einem zehn Minuten langen geduldigen Horchen an der Thüre seiner Frau, mühsam die Treppe hinab, auf den Arm eines vertrauten Dieners gestützt, welcher Remy jedesmal vortheilhaft ersetzte, wenn es sich nicht um Verband oder örtliche Heilmittel handelte. Dieses doppelte Manoeuvre, das man von einem geschickten Feldherrn combinirt hätte halten mögen, wurde dergestalt ausgeführt, daß Monsoreau das Hausthor gerade in dem Momente öffnete, da Bussy seine Strickleiter zurückzog, und Diane ihr Fenster schloß.

Monsoreau befand sich auf der Straße; aber die Straße war, wie gesagt, öde, und der Graf sah nichts.

„Sollte ich falsch berichtet worden seyn?“ fragte Monsoreau seinen Diener.

„Nein, Monseigneur,“ antwortete dieser; „ich komme so eben aus dem Hôtel Anjou, und der erste Stallwärter, mein Freund, hat mir bestimmt gesagt, daß Monseigneur zwei Pferde für diesen Abend bestellten: vielleicht geschah dieß nun, Monseigneur, um ganz wo andershin zu reiten.“

„Wohin sollte er reiten?“ erwiederte Monsoreau mit düsterer Miene.

Der Graf war, wie alle Eifersüchtigen, welche nicht glauben, daß die übrige Menschheit mit einer andern Sache beschäftiget seyn könne, als sie zu quälen. Er schaute zum Zweitenmale um sich. „Vielleicht hätte ich besser gethan, in Dianens Zimmer zu bleiben,“ murmelte er. „Aber vielleicht haben sie Zeichen, um zu correspondiren; sie hätte ihn von meiner Anwesenheit in Kenntniß gesetzt, und ich nichts erfahren. Noch besser ist's, draußen zu lauern, wie wir es verabredet haben. Nun, führe mich zu jenem Verstecke, von wo aus man, wie Du behauptest, Alles sehen kann.“

„Kommen Sie, Monseigneur,“ versetzte der Diener.

Monsoreau rückte vor, halb auf den Arm seines Dieners sich stützend, halb an die Mauer sich haltend. — Wirklich befand sich zwanzig bis fünfundzwanzig Schritte von der Thüre, auf der Seite der Bastille, ein ungeheurer Steinhaufen, von abgebrochenen Häusern herrührend, und den Kindern des Quartiers zu Festungswerken dienend, wenn sie Schlachten vorstellten, die aus den Zeiten der Armagnac's und Burgunder populär geblieben waren. Inmitten dieses Steinhaufens hatte der Diener eine Art von Schilderhaus angebracht, das leicht zwei Personen fassen und verbergen konnte. Er breitete einen Mantel über diese Steine, und Monsoreau kauerte sich darauf. Der Diener setzte sich zu den Füßen des Grafen. Ein scharf geladener Musketon stand zur Fürsorge gegen jedes Ereigniß an ihrer Seite. Der Diener wollte die Lunte der Waffe in Bereitschaft setzen, aber Monsoreau hielt

ihn ab. „Einen Augenblick," sagte er, „es wird noch immer Zeit seyn. Es ist königliches Wild, das wir auswittern, und es steht Galgenstrafe für jeden darauf, der Hand an dasselbe legt."

Und seine Augen, glühend wie jene eines in der Nähe eines Schafstalles im Hinterhalte lauernden Wolfes, glitten von Dianens Fenstern in die Tiefen der Vorstadt, und von den Tiefen der Vorstadt in die umliegenden Strassen; denn er wünschte zu überfallen, und fürchtete, überfallen zu werden.

Diane hatte klüglich ihre dichten Vorhänge von ausgenäheter Arbeit geschlossen, so daß nur an ihrem Saume ein heller Strahl durchbrach, der das Leben in diesem völlig finstern Hause verkündete.

Monsoreau stack kaum seit zehn Minuten im Hinterhalte, als zwei Pferde an der Mündung der Strasse Saint-Antoine erschienen. Der Diener sprach nicht, aber er streckte die Hand in der Richtung der beiden Pferde aus.

„Ja," sagte Monsoreau, „ich sehe."

Die zwei Reiter stiegen an der Ecke des Hôtels des Tournellesplatzes ab, und befestigten ihre Pferde an den zu diesem Zwecke an der Mauer angebrachten eisernen Ringen.

„Monseigneur," sagte Aurilly, „ich glaube, daß wir zu spät kommen; er wird unmittelbar von Ihrem Hôtel fortgegangen seyn, er hatte zehn Minuten vor uns voraus; er wird drinnen seyn."

„Es mag seyn," versetzte der Prinz; „aber wenn wir ihn nicht hineingehen sahen, so werden wir ihn herauskommen sehen."

„Ja, aber wann?“ fragte Aurilly.

„Wann wir wollen,“ antwortete der Prinz.

„Wär's nicht zu große Neugier meinerseits, Monseigneur, zu fragen, wie Sie dieß anzustellen gedenken?“

„Nichts ist leichter. Wir brauchen nur an die Thüre zu klopfen, einer von uns, nämlich Du, zum Beispiele, unter dem Vorwande, daß Du kommst, Dich nach Herrn von Monsoreau zu erkundigen. Jeder Verliebte erschrickt bei einem Lärme. So wie Du in das Haus getreten bist, steigt er zum Fenster heraus, und ich, der ich draußen geblieben bin, werde ihn entwischen sehen.“

„Und Monsoreau?“

„Was Teufel soll er dazu sagen? Er ist mein Freund, ich bin unbesorgt; ich lasse mich nach seinem Befinden erkundigen, weil ich ihn bei Tag übel aussehend gefunden habe; nichts ist natürlicher.“

„Man kann nicht sinnreicher seyn, Monseigneur,“ bemerkte Aurilly.

„Verstehst Du, was sie sagen?“ fragte Monsoreau seinen Diener.

„Nein, Monseigneur; aber sie sprechen noch immer fort; wir müssen sie noch verstehen, weil sie von dieser Seite kommen.“

„Monseigneur,“ sagte Aurilly, „da ist ein Steinhaufen, der eigens gemacht zu seyn scheint, um Eure Hoheit zu verbergen.“

„Ja; aber warte, vielleicht ist es thunlich, durch die Spalten der Vorhänge zu schauen.“

Wirklich hatte, wie gesagt, Diane die Lampe wieder angezündet oder genähert, und ein schwacher Schimmer

flimmerte von innen heraus. Der Herzog und Aurilly kehrten länger als zehn Minuten hin und her, um einen Punkt zu suchen, von wo ihre Blicke in das Innere des Zimmers dringen könnten. Während dieser verschiedenen Versuche war Monsoreau höchst aufgereizt, und griff oft an den Lauf des Musketons, der minder kalt war, als seine Hand.

„O! werde ich dieß dulden?" murmelte er; „werde ich auch diesen Schimpf verwinden? Nein, nein, desto schlimmer, meine Geduld ist erschöpft. Mordieu! nicht schlafen, nicht wachen, sogar nicht ruhig leiden können, weil eine schändliche Grille in das müßige Gehirn dieses elenden Prinzen gezogen ist! Nein, ich bin kein gefälliger Diener! ich bin der Graf von Monsoreau, und kommt er von dieser Seite, so jage ich ihm, auf meine Ehre, eine Kugel durch den Kopf. Zünde die Lunte an, René, zünde sie an."

Gerade in diesem Momente war der Prinz, die Unmöglichkeit erkennend, mit seinen Blicken durch das Hinderniß zu dringen, auf sein Projekt zurückgekommen, und schickte sich an, unter dem Schutte sich zu verbergen, während Aurilly an die Thüre klopfen sollte, als plötzlich Aurilly, des zwischen ihm und dem Prinzen bestehenden Abstandes uneingedenk, rasch seine Hand auf den Arm des Herzogs von Anjou legte.

„Nun denn, mein Herr," fragte der Prinz erstaunt, „was giebt's?"

„Kommen Sie, Monseigneur, kommen Sie," sagte Aurilly.

„Warum denn?"

„Sehen Sie links nichts blitzen? Kommen Sie, Monseigneur, kommen Sie!"

„Ich sehe wirklich etwas, wie einen Funken, mitten unter diesen Steinen."

„Es ist die Lunte einer Muskete oder einer Büchse, Monseigneur."

„Ah, ah!" versetzte der Herzog, „und wer, zum Teufel, kann hier im Hinterhalte liegen?"

„Irgend ein Freund oder Diener Bussy's; entfernen wir uns, machen wir einen Umweg, und kommen wir von einer andern Seite zurück; der Diener wird Lärm schlagen, und wir werden Bussy durch das Fenster herabsteigen sehen."

„In der That, Du hast Recht," erwiederte der Herzog; „komm!"

Beide gingen quer durch die Strasse, um den Ort wieder zu erreichen, wo sie ihre Pferde angebunden hatten.

„Sie gehen fort," sagte der Diener.

„Ja," entgegnete Monsoreau. „Hast Du sie erkannt?"

„Es scheint mir, daß es der Prinz und Aurilly sind."

„So ist's; aber ich werde mir sogleich eine noch größere Ueberzeugung verschaffen."

„Was wollen Monseigneur thun?"

„Komm!"

Inzwischen begaben sich der Herzog und Aurilly in die Strasse Sainte-Catharine, in der Absicht, die Gärten entlang zu reiten, und durch den Boulevard der Bastille zurückzukehren. Monsoreau ging wieder in sein Haus, und befahl, seine Sänfte in Bereitschaft zu setzen.

Was der Herzog vorhergesehen, geschah; bei dem Lärme, welchen Monsoreau machte, erschrack Bussy; das Licht erlosch von Neuem, das Fenster öffnete sich wieder, die Strickleiter wurde befestiget, und Bussy, zu seinem großen Bedauern, wie Romeo zu fliehen genöthiget, aber ohne, wie Romeo, den ersten Strahl des Tages gesehen, und die Lerche singen gehört zu haben. In dem Augenblicke, da er mit dem Fuße den Boden berührte, und Diane ihm die Strickleiter zuwarf, kamen der Herzog und Aurilly an der Ecke der Bastille hervor; sie sahen, gerade unter dem Fenster der schönen Diane, einen zwischen Himmel und Erde schwebenden Schatten; aber dieser Schatten verschwand fast alsogleich an der Ecke der Strasse Saint-Paul.

„Mein Herr," sagte der Diener, „wir werden das ganze Haus aufwecken."

„Was thut's?" erwiederte Monsoreau wüthend; „ich bin hier der Herr, dünkt mir, und habe wohl das Recht, in meinem Hause zu thun, was der Herr Herzog von Anjou darin thun wollte."

Die Sänfte war bereit; Monsoreau ließ zwei von seinen Leuten holen, die in der Tournellesstrasse wohnten, und als diese Leute, welche ihn seit dem Empfange seiner Wunde zu begleiten pflegten, angekommen waren, und an den beiden Seiten der Sänfte standen, entfernte sich diese im Trabe von zwei kräftigen Pferden, und hielt in weniger als einer Viertelstunde am Thore des Hôtels Anjou.

Der Herzog und Aurilly waren erst vor so kurzer Zeit heimgekehrt, daß ihre Pferde noch unabgesattelt

standen. Monsoreau, der freien Zutritt bei dem Prinzen hatte, erschien gerade in dem Momente auf der Schwelle, da dieser, seinen Hut auf einen Armstuhl werfend, seine Stiefel einem Kammerdiener hinstreckte. Ein Diener jedoch, der einige Schritte voraus gewann, meldete den Herrn Oberjägermeister. Ein die Zimmerfenster des Prinzen zerschmetternder Blitzstrahl, hätte diesen in kein größeres Erstaunen versetzt, als die eben gehörte Anmeldung. „Herr von Monsoreau!" rief er mit einer Unruhe aus, welche sich in seiner Blässe und zugleich in seiner bewegten Stimme ausprägte.

„Ja, Monseigneur, ich selbst," sagte der Graf, indem er das in seinen Adern wallende Blut bewältigte, oder vielmehr zu bewältigen, suchte.

Seine Anstrengung der Selbstbeherrschung war so stark, daß Herr von Monsoreau die Knie versagen fühlte, und auf einen neben dem Eingange des Zimmers befindlichen Stuhl sank.

„Sie werden sich tödten, mein lieber Freund," äußerte der Herzog, „und gerade in diesem Momente sind Sie so blaß, daß Sie einer Ohmacht nahe scheinen."

„O! nein, Monseigneur. Ich habe jetzt Eurer Hoheit allzu wichtige Dinge anzuvertrauen. Vielleicht werde ich nachher in Ohnmacht fallen, das ist möglich."

„Nun, sprechen Sie, mein lieber Graf," versetzte Franz äußerst bestürzt.

„Doch nicht vor Ihren Leuten, mein' ich," bemerkte Monsoreau.

Der Herzog entließ Jedermann, selbst Aurilly. Die beiden Männer blieben allein.

„Eure Hoheit kommen eben nach Hause?“ fragte Monsoreau.

„Wie Sie sehen, Graf.“

„Eure Hoheit handeln sehr unvorsichtig, bei Nacht so durch die Strassen zu ziehen.“

„Wer sagt Ihnen, daß ich auf den Strassen war?“

„Ei, dieser Staub, der Ihre Kleider bedeckt Monseigneur . . .“

„Herr von Monsoreau,“ fragte der Prinz mit einem Ausdrucke, der keine Täuschung zuließ, „treiben Sie also noch ein anderes Geschäft, als jenes eines Oberjägermeisters?“

„Das Geschäft eines Spions? Ja Monseigneur. Jedermann treibt es heut zu Tage, etwas mehr, etwas weniger, und ich, wie die Andern.“

„Und was trägt Ihnen dieses Geschäft ein, mein Herr?“

„Den Vortheil, zu erfahren, was geschieht.“

„Das ist sonderbar,“ sagte der Prinz seiner Glocke sich nähernd, um gleich rufen zu können.

„Sehr sonderbar,“ erwiederte Monsoreau.

„Sagen Sie mir also, was Sie mir zu sagen haben.“

„Deßhalb bin ich gekommen.“

„Sie erlauben, daß ich mich setze.“

„Keine Ironie, Monseigneur, gegen einen unterthänigen und treuen Freund, wie ich, der zu dieser Stunde und in seinem Zustande nur kommt, um Ihnen einen ausgezeichneten Dienst zu leisten. Daß ich Platz genommen habe,

Monseigneur, geschah, auf meine Ehre weil ich nicht stehen kann."

„Einen Dienst," äußerte der Herzog, „einen Dienst."

„Ja.

„Sprechen Sie also!"

„Monseigneur, ich komme zu Eurer Hoheit im Namen eines mächtigen Fürsten."

„Des Königs?"

„Nein, im Namen von Monseigneur, dem Herzoge von Guise."

„Ah!" entgegnete der Prinz, „im Namen des Herzogs von Guise; das ist etwas Anderes. Kommen Sie näher, und sprechen Sie leise!"

Drittes Kapitel.

Wie der Herzog von Anjou unterzeichnete, und wie er, nachdem er unterzeichnet hatte, sprach.

Zwischen dem Herzoge von Anjou und Monsoreau trat eine Pause des Schweigens ein. Der Herzog brach zuerst dieses Schweigen, und fragte: „Nun denn, Herr Graf, was haben Sie mir im Namen des Herrn von Guise zu sagen?"

„Viel Monseigneur."

„Sie haben Ihnen also geschrieben?"

„O! nein; seit dem sonderbaren Verschwinden des Meisters Nicolas David, schreiben die Herren von Guise nicht mehr."

„Dann sind Sie wohl bei der Armee gewesen?"

„Nein, Monseigneur; sie sind nach Paris gekommen."

„Die Herrrn von Guise sind in Paris!" rief der Herzog aus.

„Ja, Monseigneur."

„Und ich habe sie nicht gesehen!"

„Sie sind zu vorsichtig, um sich, und zugleich Eure Hoheit, einer Gefahr auszusetzen."

„Und ich bin nicht in Kenntniß gesetzt?"

„Allerdings, Monseigneur, weil ich Sie in Kenntniß setze."

„Aber weßhalb kommen sie?"

„Sie kommen zum Rendez-vous, Monseigneur, das Sie ihnen gegeben haben."

„Ich hab' ihnen ein Rendez-vous gegeben?"

„Gewiß; am nämlichen Tage, an welchem Eure Hoheit verhaftet wurden, erhielten Sie einen Brief von den Herren von Guise, und ließen ihnen durch mich selbst mündlich antworten, daß sie erst zwischen dem 31. Mai und dem 2. Juni in Paris eintreffen sollten. Wir haben den 31. Mai; wenn Sie die Herren von Guise vergassen, so haben die Herren von Guise, wie Sie sehen, Sie nicht vergessen, Monseigneur."

Franz erblaßte. Es waren seit jenem Tage so viele Ereignisse eingetreten, daß er dieses Rendez-vous, so wichtig es auch war, vergessen hatte. „Es ist wahr," sagte er; „aber die Verhältnisse, welche zu jener Zeit zwischen den Herren von Guise und mir bestanden, bestehen nicht mehr."

„Wenn dem so ist, Monseigneur," erwiederte der Graf, „so werden Sie wohl thun, sie davon in Kenntniß zu setzen; denn ich glaube, daß sie die Sachen anders beurtheilen."

„Wie so?"

„Ja; vielleicht halten Sie sich gegen sie entbunden, Monseigneur; aber sie erachten sich noch immer, Ihnen gegenüber, für gebunden."

„Eine Falle, mein lieber Graf, eine Lockspeise, von der sich ein Mann, wie ich, nicht zweimal fangen läßt."

„Und wo wurden Monseigneur schon einmal gefangen?"

„Wie! Wo ich gefangen wurde? Im Louvre, mordieu!"

„Und dieß aus Schuld der Herren von Guise?"

„Ich behaupte es nicht," murmelte der Herzog, „ich behaupte es nicht; ich sage nur, daß sie zu meiner Flucht nicht mitgeholfen haben."

„Dieß wäre schwierig gewesen, da sie sich selbst auf der Flucht befanden."

„Es ist wahr," murmelte der Herzog.

„Aber war ich nicht, als Sie einmal Anjou erreicht hatten, von denselben beauftragt, Ihnen zu sagen, daß Sie immer auf sie zählen könnten, wie jene auf Sie zählen könnten, und daß an dem andern Tage Ihres Marsches nach Paris, auch sie dahin marschiren würden?"

„Auch dieß ist wahr," antwortete der Herzog, „aber ich bin nicht nach Paris marschirt."

„Doch, doch, Monseigneur, weil Sie dort sind."

„Ja; aber ich bin in Paris als der Bundesgenoß meines Bruders."

„Monseigneur werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, daß Sie mehr als der Bundesgenoß der Guisen sind."

„Was bin ich sonst noch?"

„Monseigneur sind ihr Mitschuldiger."

Der Herzog von Anjou biß sich auf die Lippen.

„Und Sie sagen, daß sie Sie beauftragt haben, mir ihre Ankunft anzuzeigen?"

„Ja, Eure Hoheit, sie haben mir diese Ehre erwiesen."

„Haben sie Ihnen die Beweggründe ihrer Rückkehr nicht mitgetheilt?"

„Sie haben mir Alles mitgetheilt, Monseigneur, da sie wissen, daß ich der Vertraute Eurer Hoheit bin, Beweggründe und Projekte."

„Sie haben also Projekte? Welche?"

„Immer noch die Nämlichen."

„Und sie halten sie für ausführbar?"

„Sie halten sie für unfehlbar."

„Und diese Projekte haben noch immer zum Zwecke..."

Der Herzog unterbrach sich, indem er die Worte nicht auszusprechen wagte, welche den so eben gesprochenen natürlicherweise folgen sollten. Monsoreau ergänzte den Gedanken des Herzogs. „Zum Zwecke, Sie zum Könige von Frankreich zu machen, ja, Monseigneur."

Der Herzog fühlte, wie ihm die Röthe der Freude in's Gesicht stieg. „Ist aber der Moment günstig?" fragte er.

„Ihre Weisheit wird entscheiden.“

„Meine Weisheit?“

„Ja; vernehmen Sie die Thatsachen, sichtbare, unverwerfliche Thatsachen.“

„Sprechen Sie!“

„Die Ernennung des Königes zum Anführer der Ligue war nur eine Comödie, schnell gewürdiget, und so schnell beurtheilt, als gewürdiget. Nun aber tritt die Reaction ein, und der ganze Staat erhebt sich gegen die Tyrannei des Königs und seiner Creaturen. Die Predigten sind Aufrufe zu den Waffen, die Kirchen Orte, wo man den König verwünscht, anstatt zu Gott zu beten. Die Armee bebt vor Ungeduld, die Bürger verbünden sich, unsere Emissäre bringen nur Unterzeichnungen und neue Zugänge für die Ligue; kurz, die Herrschaft der Valois nahet sich ihrem Ende. In einer solchen Lage müssen die Herren von Guise einen mächtigen Thronbewerber wählen, und ihre Wahl ist natürlich auf Sie gefallen. Verzichten Sie nun auf Ihre früheren Ideen?“

Der Herzog antwortete nicht.

„Wohlan, was denken Monseigneur?“ fragte Monsoreau.

„Ei, ich denke . . .“ antwortete der Prinz.

„Monseigneur wissen, daß Sie sich mit aller Freimüthigkeit gegen mich erklären können.“

„Ich denke,“ sagte der Herzog, „daß mein Bruder keine Kinder hat; daß nach seinem Tode der Thron mir zufällt; daß seine Gesundheit wankend ist; warum sollte ich also mit allen diesen Leuten mich abmühen, warum

meinen Namen compromittiren, meine Würde, meine Zuneigung, in einer überflüssigen Rivalität, warum endlich mit Gefahr nehmen, was mir ohne Gefahr zufallen wird?"

„Gerade hierin," versetzte Monsoreau, „liegt der Irrthum Eurer Hoheit: der Thron Ihres Bruders wird Ihnen nur zufallen, wenn Sie ihn nehmen. Die Herren von Guise können nicht selbst Könige werden, aber sie werden nur einen König herrschen lassen, der ihnen behagt; sie haben darauf gezählt, daß Eure Hoheit jener König seyn würden, den sie an die Stelle des regierenden Königes setzen wollen; doch wenn Eure Hoheit sich weigern, so werden sie, ich mache Sie hierauf aufmerksam, einen andern König suchen."

„Und wer denn," rief der Herzog von Anjou aus, die Stirn runzelnd, „wer wird es wagen, den Thron Karls des Großen zu besteigen?"

„Ein Bourbon statt eines Valois, das ist Alles, Monseigneur; ein Sohn des heiligen Ludwig statt eines Sohnes des heiligen Ludwig."

„Der König von Navarra?" fragte Franz.

„Warum nicht? Er ist jung, er ist tapfer; er hat keine Kinder, es ist wahr, allein man ist sicher, daß er welche bekommen kann."

„Er ist ein Hugenott."

„Er! Hat er sich nicht in der Bartholomäusnacht bekehrt?"

„Ja; doch er hat seitdem abgeschworen."

„Ei, Monseigneur, was er für das Leben gethan hat, wird er auch für den Thron thun."

„Sie glauben also, daß ich meine Rechte abtreten werde, ohne sie zu vertheidigen?“

„Ich glaube, daß der Fall vorhergesehen ist.“

„Ich werde sie scharf bekämpfen.“

„Pah! sie sind Kriegsmänner.“

„Ich werde mich an die Spitze der Ligue stellen.“

„Jene sind die Seele davon.“

„Ich werde mich mit meinem Bruder verbünden.“

„Ihr Bruder wird todt seyn.“

„Ich werde die Könige von Europa um Beistand anrufen.“

„Die Könige von Europa werden Könige gerne bekriegen, aber sich zweimal besinnen, bevor sie mit einem Volke Krieg führen.“

„Wie so mit einem Volke?“

„Gewiß; die Herren von Guise sind zu Allem entschlossen, selbst Stände einzuführen, selbst eine Republik zu machen.“

Franz faltete die Hände in unaussprechlicher Angst. Monsoreau war fürchterlich mit seinen Antworten, die so gut erwiederten. „Eine Republik?“ murmelte er.

„O! mein Gott! ja, wie in der Schweiz, wie in Genua, wie in Venedig.“

„Aber meine Partei wird nicht zugeben, daß man so aus Frankreich eine Republik mache.“

„Ihre Partei?“ versetzte Monsoreau. „Ei, Monseigneur, Sie waren so uneigennützig, so großmüthig, daß Ihre Partei, auf mein Wort, aus nicht viel mehr, als aus Herrn von Bussy und mir besteht.“

Der Herzog konnte ein finsteres Lächeln nicht unterdrücken. „Ich bin also gebunden?“ fragte er.

„So beiläufig, Monseigneur."

„Warum braucht man sich dann an mich zu wenden, wenn ich, wie Sie sagen, von aller Macht entblößt bin?"

„Das heißt, Monseigneur, daß Sie nichts ohne die Herren von Guise, aber mit ihnen Alles vermögen."

„Ich vermag Alles mit ihnen?"

„Ja; sprechen Sie ein Wort, und Sie sind König."

Der Herzog stand sehr bewegt auf, ging durch das Zimmer, zerknitterte Alles, was ihm unter die Hände kam, Vorhänge an Fenstern und Thüren, Tischteppiche; endlich blieb er vor Monsoreau stehen. „Du hast die Wahrheit gesagt, Graf, als Du sagtest, daß ich nur noch zwei Freunde besitze, Dich und Bussy."

Und er sprach diese Worte mit einem wohlwollenden Lächeln aus, das er an die Stelle seiner blassen Wuth zu setzen Muße gefunden hatte.

„Nun also," sagte Monsoreau mit vor Freude funkelndem Auge.

„Nun also, treuer Diener," versetzte der Herzog, „sprich, ich höre Dich an."

„Sie befehlen es, Monseigneur?"

„Ja."

„Wohlan, Monseigneur, vernehmen Sie in wenigen Worten den Plan."

Der Herzog erblaßte; doch er schwieg, um zu hören. Der Graf fuhr fort: „In acht Tagen ist das Frohnleichnamsfest, nicht wahr, Monseigneur?"

„Ja."

„Der König beabsichtiget seit langer Zeit für diesen

heiligen Tag eine große Prozession in die vorzüglichsten Klöster von Paris."

„Es ist seine Gewohnheit, jährlich zu solcher Zeit eine solche Prozession zu veranstalten."

„Dann ist der König, wie Eure Hoheit sich erinnern, ohne Gardisten, oder wenigstens bleiben die Gardisten vor der Thüre. Der König hält bei jedem Ruhealtar an, kniet sich daselbst nieder, betet fünf **Pater** und fünf **Ave**, und schließt zuletzt mit den sieben Bußpsalmen."

„Ich weiß alles dieß."

„Er wird in die Abtei Sainte-Geneviève gehen, wie in die andern."

„Zuverlässig."

„Nur wird vor dem Kloster ein Unfall geschehen seyn..."

„Ein Unfall?"

„Ja; während der Nacht wird ein Abzugscanal eingesunken seyn."

„Nun denn?"

„Man wird den Ruhealtar nicht unter der Halle der Kirche anbringen können; dieß wird im Hofe selbst geschehen."

„Ich bin sehr gespannt."

„Warten Sie doch: der König wird eintreten, vier bis fünf Personen werden mit ihm eintreten; aber hinter dem Könige und den vier bis fünf Personen wird man die Thore schließen."

„Und dann?"

„Eure Hoheit," fuhr Monsoreau fort, „kennen die Mönche, welche Seiner Majestät die Honneurs der Abtei machen werden?"

„Es werden die Nämlichen seyn …“

„Die dort waren, als Eure Hoheit gesalbt wurden, richtig.“

„Sie werden es wagen, die Hand an den Gesalbten des Herrn zu legen!“

„Ja, um ihm die Tonsur zu geben, sonst nichts; Sie kennen diese vierzeilige Strophe:

„Die erste von drei Kronen meiden,
Von Undank, Flucht, geboten war;
Die zweite schwebt sehr in Gefahr;
Die dritte wird die Scheere schneiden.“

„Man wird dieß zu thun wagen,“ rief der Herzog mit vor Begier funkelnden Augen aus, „man wird nach dem Haupte eines Königs greifen?“

„O! er wird dann nicht mehr König seyn.“

„Wie so?“

„Haben Sie nicht von einem Bruder vom Orden der heiligen Genoveva sprechen hören, von einem heiligen Manne, welcher Predigten hält, während er Wunder wirkt?“

„Vom Bruder Gorenflot?“

„Richtig.“

„Der Nämliche, welche die Ligue predigen wollte mit der Büchse auf der Schulter?“

„Der Nämliche. Wohlan, man wird den König in seine Zelle führen; ist er einmal darin, so übernimmt es der Bruder, ihn zur Unterzeichnung seiner Abdankung zu bewegen; dann, wenn diese Abdankung geschehen ist, wird Frau von Montpensier mit der Scheere in der Hand eintreten. Die Scheere ist gekauft. Frau von Mont=

penſier trägt ſie an ihrer Seite hangend. Es iſt eine charmante Scheere von maſſivem Golde, und bewunderns=würdig eiſelirt: jedem Seigneur alle Ehr'."

Franz blieb ſtumm; ſein falſches Auge war aufge=ſperrt, wie jenes einer Katze, die im Finſtern auf ihre Beute lauert.

„Sie begreifen das Uebrige, Monſeigneur," fuhr der Graf fort. „Man verkündet dem Volke, daß der König, eine heilige Reue über ſeine Sünden fühlend, das Ge=lübde gethan habe, das Kloſter nicht mehr zu verlaſſen; wenn Einige zweifeln, daß der Beruf ein wirklicher ſey, ſo verfügt der Herr Herzog von Guiſe über die Armee, der Herr Cardinal über die Kirche, und der Herr von Mayenne über die Bürgerſchaft, und mit dieſen drei Ge=walten macht man dem Volke ſo ziemlich Alles weiß, was man will."

„Man wird mich aber der Gewaltthätigkeit beſchul=digen," verſetzte der Herzog nach einem Augenblicke.

„Sie ſind nicht gehalten, ſich dort einzufinden."

„Man wird mich für einen Uſurpator anſehen."

„Monſeigneur vergeſſen die Abdankung."

„Der König wird ſich weigern."

„Es ſcheint, daß Bruder Gorenflot nicht nur ein ſehr fähiger, ſondern auch ein ſehr ſtarker Mann iſt."

„Der Plan iſt alſo feſtgeſtellt?"

„Vollſtändig."

„Und man fürchtet nicht, daß ich ihn verrathe?"

„Nein, Monſeigneur; denn es iſt noch ein anderer, nicht minder ſicherer Plan für den Fall feſtgeſtellt, daß Sie jenen verrathen würden."

„Ah! Ah!“ erwiederte Franz.

„Ja, Monseigneur, und diesen kenne ich nicht; man kennt mich als Ihren allzu treuen Freund, als daß man ihn mir anvertraut hätte. Ich weiß, daß er besteht, weiter nichts.“

„Dann ergeb' ich mich, Graf; was muß ich thun?“

„Genehmigen.“

„Nun denn, ich genehmige.“

„Ja, aber es genügt nicht, mit Worten zu genehmigen.“

„Wie soll ich denn sonst noch genehmigen?“

„Schriftlich.“

„Es ist eine Thorheit, zu vermuthen, daß ich einwilligen würde, dieß zu thun.“

„Und warum?“

„Wenn die Verschwörung mißlänge...“

„Gerade für den Fall, daß sie mißlänge, verlangt man die Unterschrift von Monseigneur.“

„Man will sich also aus meinem Namen einen Wall machen?“

„Das ist's!“

„Dann lehne ich ab, und tausendmal.“

„Sie können nicht mehr.“

„Ich kann nicht mehr ablehnen?“

„Nein.“

„Sind Sie verrückt?“

„Ablehnen heißt verrathen.“

„In wie ferne?“

„In so ferne, als ich zu schweigen wünschte, und Eure Hoheit mir zu sprechen befahlen.“

„Nun denn, meinetwegen; mögen es die Herren hal=

ten, wie sie wollen, ich wenigstens werde meine Gefahr gewählt haben."

„Monseigneur, hüten Sie sich, schlecht zu wählen."

„Ich werde riskiren," versetzte Franz, ein wenig bewegt, aber dennoch versuchend, seine Festigkeit zu bewahren.

„In Ihrem Interesse, Monseigneur," sagte der Graf, „rathe ich es Ihnen nicht."

„Aber ich compromittire mich, wenn ich unterzeichne."

„Durch Verweigerung der Unterzeichnung thun Sie noch viel Schlimmeres, Sie morden sich."

Franz bebte. „Man würde es wagen?" fragte er.

„Man wird Alles wagen, Monseigneur! Die Verschwörer haben sich zu tief eingelassen; es muß Ihnen um jeden Preis gelingen, wie groß er auch sey."

Den Herzog befiel eine leicht begreifliche Unschlüssigkeit. „Ich werde unterzeichnen," sagte er.

„Wann?"

„Morgen."

„Nein, Monseigneur; wenn Sie unterzeichnen, müssen Sie gleich auf der Stelle unterzeichnen."

„Aber die Herren von Guise müssen ja die Verpflichtung, welche ich Ihnen gegenüber beobachten soll, aufsetzen."

„Sie ist ganz aufgesetzt, Monseigneur, und ich bringe sie mit."

Monsoreau zog ein Papier aus seiner Tasche: es war ein vollständiger und unbedingter Beitritt zu dem uns bekannten Plane. Der Herzog las ihn von einem Ende bis zum andern, und in dem Maße, als er las, konnte der Graf ihn erblassen sehen; als er fertig war, versagten

ihm die Füsse den Dienst, und er setzte sich, oder vielmehr sank an einen Tisch.

„Hier, Monseigneur," sagte Monsoreau, ihm eine Feder reichend.

„Ich muß also unterzeichnen?" versetzte Franz, seine Hand an seine Stirne drückend, denn ein Schwindel erfaßte seinen Kopf.

„Sie müssen, wenn Sie wollen; Niemand zwingt Sie dazu."

„Aber man zwingt mich ja, da Sie mir mit einer Ermordung drohen."

„Ich drohe Ihnen nicht, Monseigneur, Gott bewahre mich davor; ich warne Sie; dieß ist sehr verschieden."

„Geben Sie her," erwiederte der Herzog.

Und wie mit einer Selbstüberwindung, nahm, oder vielmehr riß er die Feder aus den Händen des Grafen, und unterzeichnete. Monsoreau folgte seiner Bewegung mit einem haß- und hoffnungglühenden Blicke; als er ihn die Feder dem Papiere nähern sah, war er genöthiget, sich auf den Tisch zu stützen; sein Augenstern schien sich in dem Maße zu erweitern, als die Hand des Prinzen die Buchstaben formte, welche seinen Namen zusammensetzten. „Ah!" sagte er, als der Herzog fertig war.

Und das Papier mit keiner minder heftigen Bewegung ergreifend, als der Herzog die Feder ergriffen hatte, legte er es zusammen, steckte es zwischen sein Hemd und den Stoff von Seidentresse, der damals die Stelle des Gilet's ersetzte, knüpfte sein Wamms zu, und kreuzte seinen Mantel darüber. Der Herzog sah sein Benehmen mit Er=

staunen, und begriff den Ausdruck dieses bleichen Gesichtes nicht, über welches ein Blitz wilder Freude zuckte.

„Und nun seyen Sie vorsichtig, Monseigneur,“ bemerkte Monsoreau.

„Wie so?“ fragte der Herzog.

„Ja; streichen Sie Abends mit Aurilly nicht mehr durch die Straßen, wie Sie es eben erst noch vor einem Augenblicke gemacht haben.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, Monseigneur, daß Sie heute Abends ausgegangen waren, um eine Frau mit Liebe zu verfolgen, die ihr Gatte anbetet, und auf die er eifersüchtig genug ist, um ... meiner Treue ja, um Jeden zu tödten, der ohne seine Erlaubniß ihr nahen würde.“

„Sollten Sie etwa von Ihnen und von Ihrer Frau sprechen?“

„Ja, Monseigneur, und weil Sie gleich auf die erste Aeußerung so richtig errathen haben, so möchte ich nicht einmal versuchen, zu läugnen. Ich habe Diane von Méridor geheirathet, sie gehört mein, und Niemand wird sie bekommen, wenigstens so lang' ich lebe, selbst nicht ein Prinz. Und, sehen Sie, Monseigneur, damit Sie es gewiß wissen, schwör' ich es Ihnen bei meinem Namen und auf diesen Dolch.“

Und er setzte die Klinge des Dolches dem Prinzen fast auf die Brust, der zurück wich.

„Mein Herr, Sie bedrohen mich,“ sagte Franz, blaß vor Zorn und Wuth.

„Nein, mein Prinz, ich setze Sie nur in Kenntniß, wie eben erst.“

„Und wovon setzen Sie mich in Kenntniß?“

„Daß Niemand meine Frau bekommen wird.“

„Und ich, Meister Dummkopf,“ rief von Anjou aus, ganz ausser sich, „ich stehe Ihnen gut dafür, daß Sie mich zu spät in Kenntniß setzen, und daß sie schon Jemand hat.“

Monsoreau stieß einen schrecklichen Schrei aus, und wühlte mit beiden Händen in seinen Haaren. „Sie sind es nicht,“ stammelte er, „Sie sind es nicht, Monseigneur!“

Und sein noch immer bewaffneter Arm brauchte sich nur auszustrecken, um die Brust des Prinzen zu durchbohren. Franz fuhr zurück. „Sie sind von Sinnen, Graf,“ erwiederte er, indem er sich anschickte, zu schellen.

„Nein, ich sehe klar, ich spreche vernünftig, und verstehe richtig; Sie haben so eben gesagt, daß Jemand meine Frau besitze; Sie haben es gesagt.“

„Ich wiederhole es.“

„Nennen Sie diese Person, und beweisen Sie die That.“

„Wer lag diesen Abend, etwa zwanzig Schritte von Ihrem Hausthore, mit einer Muskete im Hinterhalte?“

„Ich.“

„Wohlan, Graf, während dieser Zeit...“

„Während dieser Zeit...“

„War ein Mann bei Ihnen, oder vielmehr bei Ihrer Frau.“

„Sahen Sie ihn hineingehen?“

„Ich sah ihn herauskommen.“

„Durch die Thüre?“

„Durch das Fenster.“

„Haben Sie diesen Mann erkannt?“

„Ja," antwortete der Herzog.

„Nennen Sie ihn!" rief Monsoreau aus, „nennen Sie ihn, Monseigneur, oder ich stehe für nichts gut."

Der Herzog fuhr mit der Hand über seine Stirne, und ein Lächeln zuckte über seine Lippen. „Herr Graf," sagte er, „so wahr ich Prinz von Geblüt bin, bei meinem Gotte und meiner Seele, werde ich Sie innerhalb acht Tage den Mann kennen lehren, der Ihre Frau besitzt."

„Sie schwören es mir?" fragte Monsoreau.

„Ich schwöre es Ihnen."

„Wohlan, Monseigneur, in acht Tagen," versetzte der Graf, auf seine Brust an der Stelle klopfend, wo das vom Prinzen unterzeichnete Papier stak . . . „in acht Tagen, . . . oder . . . Sie verstehen."

„Kommen Sie in acht Tagen wieder, dieß ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe."

„Auch gut, und noch besser," entgegnete Monsoreau; „in acht Tagen werde ich alle meine Kräfte haben, und wer sich rächen will, bedarf aller seiner Kräfte."

Und er entfernte sich mit einer Geberde des Abschiednehmens, die man leicht für eine drohende Geberde hätte halten können.

Viertes Kapitel.

Ein Spaziergang auf den Tournellesplatz.

Inzwischen waren nach und nach die Anjouer-Edelleute nach Paris zurückgekommen. Wollte man sagen,

daß sie mit Vertrauen dahin zurückkehrten, so würde man es nicht glauben. Sie kannten den König, seinen Bruder und seine Mutter allzu gut, um zu hoffen, daß man es bei Familienumarmungen werde bewenden lassen. Sie erinnerten sich immer noch an den ihnen von den Freunden des Königs gespielten Streich, und wollten sich nicht zu glauben entschließen, daß man ihnen als Seitenstück bei dieser ziemlich unangenehmen Ceremonie einen Triumph gewähren könnte. Sie kamen also furchtsam zurück, und schlichen sich bis an die Kehle bewaffnet in die Stadt, bereit, bei der mindesten verdächtigen Bewegung Feuer zu geben, und sie zogen, bevor sie im Hôtel Anjou ankamen, fünfzigmal gegen Bürger vom Leder, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als sie vorbeiziehen zu sehen. Vorzüglich geberdete sich Antragues grimmig, und brachte alle jene Erbitterungen gegen die Herren Lieblinge des Königes wieder mit, sich gelobend, ihnen gelegentlich einige sehr deutliche Worte deßhalb zu sagen. Er theilte dieses Projekt Ribérac, einem guten Rathgeber, mit, und dieser antwortete ihm: „Bevor man sich ein solches Vergnügen verschaffe, müsse man eine Grenze, oder zwei Grenzen auf Schrittweite haben."

„Hiewegen wird man sich verständigen," sagte Antraguet.

Der Herzog empfing sie gut. Sie waren s e i n e Leute, wie die Herren von Maugiron, Quélus, Schomberg und von Epernon jene des Königs waren. Er fing damit an, zu ihnen zu sagen: „Meine Freunde, man gedenkt, Sie ein wenig zu tödten, wie mir scheint.

Die Stimmung neigt sich zu solchen Arten von Aufnahmen; nehmen Sie sich wohl in Acht."

„Das ist geschehen, Monseigneur," versetzte Antraguet; „aber ist es nicht passend, Seiner Majestät unsere unterthänigste Ehrfurcht auszudrücken; denn wenn wir uns verstecken, so wird dieß Anjou keine Ehre machen; was dünkt Ihnen davon?"

„Sie haben Recht," erwiederte der Herzog; „gehen Sie, und wenn Sie wollen, werde ich Sie begleiten."

Die drei jungen Leute beriethen sich mit dem Blicke. In diesem Momente trat Bussy in den Saal, und umarmte seine Freunde. „Ei," sagte er, „Sie haben sich sehr verspätet! Aber was hör' ich? Seine Hoheit machen den Vorschlag, in das Louvre zu gehen, um sich dort tödten zu lassen, wie Cäsar im Senate zu Rom. Bedenken Sie doch, daß Jeder von den Herren Lieblingen gerne ein kleines Stück von Monseigneur unter seinem Mantel davon trüge."

„Aber, lieber Freund, wir wollen uns ein wenig an diesen Herren reiben."

Bussy begann zu lachen. „Ei, ei," sagte er, „man wird sehen, man wird sehen!"

Der Herzog schaute ihn sehr aufmerksam an.

„Gehen wir in das Louvre," fuhr Bussy fort, „aber nur wir; Monseigneur werden in ihrem Garten bleiben, um Mohnköpfe abzuschlagen."

Franz stellte sich, als ob er sehr lustig lache. Im Grunde fühlte er sich glücklich, daß er keinen Hofdienst mehr zu machen brauchte. Die Anjouer putzten sich prächtig. Sie waren sehr vornehme Herren, welche die

Einkünfte ihrer väterlichen Güter gerne für Seide, Sammet und Bordenmacherarbeiten verausgabten. Zusammen bildeten sie ein Gemisch von Edelsteinen und Brocat, das auf ihrem Wege Heilrufe dem Pöbel entlockte, dessen unfehlbares Wittern unter diesen schönen Anzügen haßglühende Herzen gegen die Lieblinge des Königs errieth.

Heinrich III. wollte diese Anjouerherren nicht empfangen, und sie warteten vergebens in der Gallerie; die Herren Quélus, Maugiron, Schomberg und von Epernon, begrüßten sie artig, bezeigten ihr größtes Bedauern, und verkündeten den Anjouern diese Nachricht.

„Ah! meine Herren," sagte Antraguet, denn Bussy suchte sich möglichst entfernt zu halten, „die Nachricht ist traurig, verliert aber, aus Ihrem Munde kommend, viel von ihrem Unangenehmen."

„Meine Herren," erwiederte Schomberg, „Sie sind die auserlesene Blüte von Anmuth und Höflichkeit. Beliebt es Ihnen, daß wir diesen unterbliebenen Empfang in einen kleinen Spaziergang verwandeln?"

„O! meine Herren, wir wollten Sie darum bitten," versetzte Antraguet rasch, dessen Arm Bussy leicht berührte, um zu ihm zu sagen: „Schweig doch, und laß sie gewähren."

„Wohin werden wir wohl gehen?" fragte Quélus nachsinnend.

„Ich kenne einen charmanten Platz in der Gegend der Bastille," bemerkte Schomberg.

„Meine Herren, wir folgen Ihnen," erwiederte Ribérac; „gehen Sie voraus."

Wirklich verließen die vier Freunde des Königs das

Louvre, von den vier Anjouern gefolgt, und gingen über die Quais gegen die alte Einfriedung der Tournelles, damals ein Pferdemarkt, eine Art ebenen Platzes, mit einigen kümmerlichen Bäumen bepflanzt, und stellenweise von Schranken durchzogen, bestimmt, die Pferde aufzuhalten, oder sie anzubinden. Unter Weges gingen die acht Edelleute Arm in Arm, und unterhielten sich unter tausend Artigkeiten mit lustigen und scherzhaften Dingen, zum großen Erstaunen der Bürger, die ihre eben erst zugerufenen Vivat's bedauerten, und sagten, daß die Anjouer mit den Schweinen von Herodes so eben einen Vertrag geschlossen hätten. Man kam an. Quélus nahm das Wort.

„Sehen Sie den schönen Boden," sagte er, „den einsamen Platz, und wie fest der Fuß auf diesem Salpeterboden hält."

„Meiner Treue, ja," entgegnete Antraguet, einige Fechterausfälle versuchend.

„Wohlan," fuhr Quélus fort, „wir dachten, diese Herren nnd ich, daß Sie uns wohl dieser Tage hierher begleiten möchten, um Ihrem Freunde, Herrn von Bussy, der uns die Ehre erwiesen hat, uns alle vier zu fordern, den zweiten, den dritten und vierten Mann anzugeben."

„Es ist wahr," sagte Bussy zu seinen erstaunten Freunden.

„Er hatte nichts davon gesagt!" rief Antraguet aus.

„O! Herr von Bussy ist ein Mann, der den Werth der Dinge kennt," äußerte Maugiron. „Willigen Sie ein, meine Herren Anjouer?"

„Gewiß, ja," antworteten die drei Anjouer einstimmig, „die Ehre ist so groß, daß wir darüber erfreut sind."

„Vortrefflich!" sagte Schomberg, sich die Hände reibend; „ist's Ihnen nun gefällig, daß sich Jeder seinen Mann wählt?"

„Diese Methode lieb' ich sehr," erwiederte Ribérac mit glühenden Augen, „und dann . . ."

„Nein," unterbrach ihn Bussy, „das ist nicht billig; wir hegen Alle die nämlichen Gefühle; wir sind also von Gott erleuchtet. Gott macht die menschlichen Gedanken, meine Herren, ich versichere es Ihnen. Wohlan! Ueberlassen wir Gott die Sorge, uns zu paaren. Zudem wissen Sie, daß nichts mehr gleichgültig ist, im Falle wir übereinkämen, daß der Erste, der frei ist, die Andern angreift."

„Und er muß! Und er muß!" riefen die Lieblinge aus.

„Ein Grund mehr dann, daß wir es machen, wie es die Horatier machten: loosen wir."

„Looseten sie?" fragte Quélus nachsinnend.

„Ich habe allen Grund, es zu glauben," antwortete Bussy.

„So ahmen wir ihnen nach."

„Noch einen Augenblick," sagte Bussy; „vereinigen wir uns über die Regeln des Kampfes, bevor wir unsere Gegner kennen; es würde sich schlecht schicken, wenn die Bedingungen des Kampfes der Wahl der Gegner folgten."

„Natürlich," versetzte Schomberg, „wir werden uns schlagen, bis der Tod erfolgt, wie Herr von Saint-Luc gesagt hat."

„Allerdings; aber w i e werden wir uns schlagen?"

„Mit dem Degen und dem Dolche," antwortete Bussy, „wir Alle sind geübt."

„Zu Fuß?" fragte Quélus.

„Ei, was wollen Sie mit einem Pferde machen? Man ist in seinen Bewegungen gehindert."

„Zu Fuß, meinetwegen."

„An welchem Tage?"

„So bald als möglich."

„Nein," äußerte von Epernon, „ich habe tausend Dinge zu ordnen, ein Testament zu machen; um Vergebung, ich will lieber warten... drei bis vier Tage werden unsern Appetit reizen."

„Dieß heißt als ein Muthiger sprechen," bemerkte Bussy ziemlich ironisch.

„Bleibt's dabei?"

„Ja. Wir werden uns immer vortrefflich verständigen."

„So loosen wir," sagte Bussy.

„Einen Augenblick," erwiederte Antraguet, „ich schlage folgendes vor. Theilen wir den Boden als unparteiische Leute. Da die Namen nach dem Zufalle paarweise gezogen werden, so theilen wir den Boden in vier Felder, für jedes der vier Paare."

„Gut gesprochen."

„Ich beantrage für die Nummer 1. das lange Viereck zwischen zwei Linden... es ist ein schöner Platz."

„Angenommen."

„Aber die Sonne?"

„Desto schlimmer für den Zweiten des Paares; er wird die Stellung gegen Osten bekommen."

„Nein, meine Herren," versetzte Bussy, „dieß wäre ungerecht. Tödten wir uns, aber morden wir uns nicht. Bilden wir einen Halbzirkel, und vermeiden wir Alle das Licht; die Sonne bescheine uns von der Seite."

Bussy zeigte die Stellung, welche angenommen wurde; dann zog man die Namen. Schomberg's Name war der erste, Ribérac's Name der zweite; sie wurden als das erste Paar erklärt. Quélus und Antraguet waren die Zweiten; Livarot und Maugiron die Dritten; bei dem Namen von Quélus runzelte Bussy die Stirne, der ihn zum Gegner zu bekommen glaubte. Da von Epernon folglich mit Bussy sich gepaart sah, erblaßte er, und war genöthiget, seinen Knebelbart zu zerren, um seinen Wangen wieder ein wenig Farbe zu verschaffen.

„Nun, meine Herren," sagte Bussy, „bis zum Tage des Kampfes gehören wir einander an. Wir sind Freunde auf Leben und Tod; wollen Sie wohl ein Mittagsmahl im Hôtel Bussy annehmen?"

Alle verneigten sich zum Zeichen der Beistimmung, und begaben sich zu Bussy, wo ein prächtiges Festmahl bis zum Morgen sie vereinigte.

Fünftes Kapitel.

Worin Chicot einschläft.

Alle diese Verfügungen der Anjouer waren bemerkt worden, zuvörderst vom Könige und von Chicot. Heinrich beunruhigte sich im Innern des Louvre, ungeduldig

der Rückkehr seiner Freunde von ihrem Spaziergange mit den Anjouerherren harrend. Chicot war von weitem den Spaziergängern gefolgt, das als Kenner prüfend, was Niemand so gut verstehen konnte, wie er, und nach gewonnener Ueberzeugung von den Absichten von Bussy und von Quélus plötzlich nach Monsoreau's Wohnung zurückgekehrt. Dieser Monsoreau war ein verschmitzter Mann, aber er konnte sich nicht anmassen, Chicot zu täuschen; der Gascognier brachte ihm viele Beileidsbezeigungen im Namen des Königs; warum sollte man ihn also nicht vortrefflich empfangen?

Chicot fand Monsoreau im Bette liegend. Der Besuch am vorigen Tage hatte alle Springfedern dieser kaum wieder hergestellten Organisation zerbrochen, und Remy, eine Hand an seinem Kinne, erlauerte unwillig die ersten Fieberanfälle, welches sein Opfer wieder zu fassen drohte. Dennoch konnte Monsoreau das Gespräch fortführen, und gewandt genug seinen Zorn gegen den Herzog von Anjou verhehlen, daß jeder Andere, als Chicot, ihn nicht gemerkt hätte. Aber je discreter und zurückhaltender er war, desto mehr errieth der Gascognier seinen Gedanken. „In der That," sagte er bei sich, „ein Mann kann für den Herrn von Anjou nicht so passionirt seyn, ohne daß irgend etwas dahinter stecke."

Chicot, der sich auf die Kranken verstand, wollte zugleich erfahren, ob das Fieber des Grafen nicht eine Comödie gleich jener sey, welche vor Kurzem Nicolas David gespielt hatte. Aber Remy täuschte nicht, und bei dem ersten Pulsschlage Monsoreau's dachte Chicot: „Er ist wirklich krank, und kann nichts unternehmen. Nun

bleibt noch Herr von Bussy übrig; sehen wir ein wenig, wessen er fähig ist."

Und er eilte in das Hôtel von Bussy, das er ganz von Lichtern umstrahlt fand, ganz von Düften umhüllt, welche Gorenflot Freudenrufe entlockt hätten. „Hält Herr von Bussy Hochzeit?" fragte er einen Lakeien.

„Nein, mein Herr," antwortete dieser, „Herr von Bussy versöhnt sich mit mehrern Seigneurs des Hofes, und man feiert diese Versöhnung durch ein Mahl, ein famoses Mahl, ja."

„Woferne er sie nicht vergiftet, dessen ich ihn für unfähig halte," dachte Chicot; „Seine Majestät sind auch von dieser Seite in Sicherheit."

Er kehrte in das Louvre zurück, und gewahrte Heinrich, der in einem Fechtsaale fluchend auf und ab ging. Er hatte drei Boten an Quélus geschickt, und da diese Leute nicht begriffen, warum Seine Majestät sich beunruhigten, verweilten sie ganz natürlich bei Herrn von Birague, dem Sohne, wo jeder Livrébediente des Königs immer ein volles Glas Wein, einen angeschnittenen Schinken und eingemachte Früchte fand. Das war die Methode der Herren von Birague, um in Gunst zu bleiben.

Als Chicot an der Thüre des Cabinetes erschien, machte sich Heinrich durch einen lauten Ausruf Luft. „O, lieber Freund!" fragte er, „weißt Du, was aus ihnen geworden ist?"

„Aus welchen Personen? Aus Deinen Lieblingen?"

„Ach! ja, aus meinen armen Freunden."

„Sie müssen in diesem Augenblicke wohl unten seyn," antwortete Chicot.

„Sollte man sie mir getödtet haben!“ rief Heinrich aus, sich emporrichtend, mit drohenden Blicken, „sollten sie todt seyn!“

„Todt ... ich befürchte es ...“

„Du weißt es, und Du lachest, Heide!“

„Warte doch, mein Sohn, todt, ja, aber rauschtodt.“

„Ah, Possenreißer, wie hast Du mir wehe gethan! Doch warum verläumdest Du diese Edelleute?“

„Im Gegentheile, ich verherrliche sie.“

„Du scherzest noch immer. Ernsthaft nun, ich bitte Dich darum; weißt Du, daß sie mit den Anjouern fortgegangen sind?“

„Pardieu! ob ich es weiß?“

„Wohlan, was ist geschehen?“

„Wohlan, es ist geschehen, was ich Dir gesagt habe; sie sind rauschtodt, oder es fehlt nicht viel daran.“

„Aber Bussy, Bussy!“

„Bussy berauscht sie, das ist ein sehr gefährlicher Mann.“

„Chicot, ich bitte!“

„Nun denn, ja! Bussy giebt ihnen ein Mittagsmahl, Deinen Freunden; findest Du dieß gut?“

„Bussy giebt ihnen ein Mittagsmahl? O! das ist unmöglich: geschworene Feinde!“

„Das ist's eben; wären sie Freunde, so empfänden sie das Bedürfniß nicht, sich wechselseitig zu berauschen. Höre, hast Du gute Beine?“

„Was willst Du damit sagen?“

„Gingest Du wohl bis zum Fluße?“

„Ich ginge bis an's Ende der Welt, um Zeuge einer solchen Sache zu seyn."

„Wohlan, geh' nur bis zum Hôtel Bussy, und Du wirst dieses Wunder sehen."

„Begleitest Du mich?"

„Ich danke! Ich komme eben davon her."

„Aber Chicot . . ."

„O! nein, nein, Du begreifst, daß ich, der ich gesehen habe, mich nicht zu überzeugen brauche; meine Beine sind durch vieles Hineingehen in den Leib um drei Zoll kürzer geworden. Wenn ich bis dorthin ginge, würden sie bei dem Knie anfangen. Geh, mein Sohn, geh!"

Der König schleuderte ihm einen Blick des Zornes zu.

„Du bist sehr gut," sagte Chicot, „daß Du Dir dieser Leute wegen Galle machest. Sie lachen, festiren, und bilden Opposition gegen Deine Regierung. Erwiedere alle diese Dinge als Philosoph; sie lachen, lachen wir; sie diniren, lassen wir uns etwas Gutes und Warmes auftischen. Sie bilden Opposition, komm', legen wir uns nach dem Essen nieder."

Der König konnte sich nicht enthalten, zu lächeln.

„Du kannst Dir schmeicheln, ein wahrer Weiser zu seyn," äußerte Chicot. „Es hat in Frankreich langhaarige Könige gegeben, einen kühnen König, einen großen König, faule Könige; ich bin überzeugt, daß man Dich Heinrich den Geduldigen nennen wird . . . Ah! mein Sohn, dieß ist eine so schöne Tugend . . . wenn man keine andere besitzt."

„Verrathen!" sagte der König bei sich, „verrathen! Diese Leute haben nicht einmal Edelmannssitten."

„Ah! Du bist um Deine Freunde besorgt,“ rief Chicot aus, den König gegen den Saal schiebend, worin man eben die Speisen aufgetragen hatte, „Du beklagst sie, als wären sie todt, und wenn man Dir sagt, daß sie nicht todt sind, weinest Du, und beunruhigest Dich wieder. Heinrich, Du ächzest immer...“

„Sie machen, daß ich die Geduld verliere, Herr Chicot.“

„Nun, wär's Dir lieber, wenn jeder von ihnen sieben bis acht tüchtige Raufdegenstiche im Magen hätte? Sey doch consequent!“

„Ich möchte auf Freunde zählen können,“ erwiederte Heinrich mit düsterer Stimme.

„O! ventre de biche,“ versetzte Chicot, „zähle auf mich, ich bin da, mein Sohn, nur nähre mich. Ich möchte Fasan . . . und Trüffeln,“ fügte er bei, seinen Teller darreichend.

Heinrich und sein einziger Freund legten sich frühzeitig nieder, der König seufzend; ein so leeres Herz zu haben, Chicot mit beklommenem Athem, weil sein Magen so voll war.

Am andern Tage, bei dem kleinen Lever des Königs, erschienen die Herren von Quélus, Schomberg, Maugiron und von Epernon; der Thürsteher pflegte zu öffnen, er öffnete den Edelleuten den Thürvorhang. Chicot schlief noch; der König hatte nicht schlafen können. Er sprang wüthend aus seinem Bette, und schrie, die parfümirten Binden wegreißend, welche seine Wangen und Hände bedeckten: „Hinaus, hinaus!“

Bestürzt erklärte der Thürsteher den jungen Leuten, daß der König sie entließ. Sie schauten sich mit gleicher Bestürzung an.

„Aber, Sire," stammelte Quélus, „wir wollten Eurer Majestät sagen . . ."

„Daß Sie nicht mehr betrunken seyen, nicht wahr?" schrie der König aus vollem Halse.

Chicot öffnete ein Auge.

„Um Vergebung, Sire," versetzte Quélus ernst, „Eure Majestät sind im Irrthume . . ."

„Ich habe doch den Anjouerwein nicht getrunken!"

„Ah! . . . sehr gut! . . ." sagte Quélus lächelnd . . . „Ich begreife . . . ja. Nun denn! . . ."

„Nun denn, was?"

„Eure Majestät mögen allein bei uns bleiben, und wir werden sprechen, wenn es beliebt."

„Ich hasse die Trunkenbolde und die Verräther."

„Sire!" riefen die drei Edelleute zugleich aus.

„Geduld, meine Herren," sagte Quélus, sie beschwichtigend; „Seine Majestät haben schlecht geschlafen, und vermuthlich böse Träume gehabt. Ein Wort wird unserem sehr verehrten Fürsten das beste Erwachen verschaffen."

Diese impertinente, von einem Unterthanen für seinen König gemachte Entschuldigung, blieb nicht ohne Eindruck auf Heinrich. Er sah ein, daß Leute, kühn genug, solche Dinge zu sagen, nur Ehrenhaftes konnten gethan haben. „Sprechen Sie!" sagte er, „und fassen Sie sich kurz."

„Dieß ist möglich, Sire, aber es ist schwierig."

„Ja . . . man umkreiset lange gewisse Beschuldigungen.“

„Nein, Sire, man geht gerade darauf los,“ versetzte Quélus mit einem Blicke auf Chicot und den Thürsteher, wie um Heinrich seine Bitte um eine besondere Audienz zu wiederholen.

Der König machte eine Geberde; der Thürsteher entfernte sich. Chicot öffnete das andere Auge, und sagte: „Geben Sie nicht Acht auf mich; ich schlafe wie ein Ochs.“

Und seine beiden Augen wieder schließend, begann er mit der ganzen Stärke seiner Lunge zu schnarchen.

Sechstes Kapitel.

Worin Chicot erwacht.

Als man sah, das Chicot so gewissenhaft schlief, beschäftigte sich Niemand mit ihm. Zudem hatte man sich hinlänglich daran gewöhnt, Chicot als ein Möbel im Schlafzimmer des Königs zu betrachten.

„Eure Majestät,“ sagte Quélus, sich verbeugend, „wissen nur die Hälfte der Dinge, und ich wage es zu sagen, die uninteressantere Hälfte. Es ist wahr, und Niemand hat die Absicht, es zu läugnen, es ist wahr, wir Alle haben bei Herrn von Bussy dinirt, und ich muß sogar zur Ehre seines Koches sagen, daß wir dort sehr gut dinirt haben.“

„Es gab dort vorzüglich einen österreichischen oder un=

garischen Wein," bemerkte Schomberg, „der mir in der That vortrefflich geschienen hat."

„O! der garstige Deutsche," unterbrach ihn der König; „er liebt den Wein: ich hatte es immer vermuthet."

„Ich wußte es gewiß," äußerte Chicot, „ich habe ihn zwanzigmal betrunken gesehen."

Schomberg kehrte sich nach ihm um. „Gieb nicht Acht, mein Sohn," sagte der Gascognier, „der König wird Dir sagen, daß ich ganz laut träume."

Schomberg kam zu Heinrich zurück. „Meiner Treue, Sire," sagte er, „ich verhehle weder meine Freundschaften, noch meinen Haß; es ist etwas Gutes um einen guten Wein."

„Nennen wir eine Sache nicht gut, die uns unsern Gott vergessen macht," erwiederte der König mit einem auferbauliche Tone.

Schomberg wollte antworten ohne Zweifel nicht geneigt, eine so schöne Angelegenheit so schnell aufzugeben, als ihm Quélus ein Zeichen gab. „Gut," sagte Schomberg, „fahre fort."

„Ich sagte also, Sire," fuhr Quelus fort, „daß wir während des Mahles, und vorzüglich v o r demselben, die ernsthaftesten und interessantesten Gespräche geführt haben, besonders die Interessen Eurer Majestät betreffend."

„Wir machen eine sehr lange Einleitung," äußerte Heinrich, „dieß ist ein schlimmes Zeichen."

„Ventre de biche, was dieser Valois für ein Schwätzer ist!" rief Chicot aus.

„O! O! Meister Gascognier," erwiederte Heinrich stolz, „wenn sie nicht schlafen, so entfernen Sie sich von hier."

„Pardieu,“ versetzte Chicot, „wenn ich nicht schlafe, so geschieht's, weil Du mich hinderst, zu schlafen; Deine Zunge klappert, wie die Charfreitagratschen.“

Da Quélus sah, daß man in dieser königlichen Behausung keinen Gegenstand, wie wichtig er auch sey, ernstlich zur Sprache bringen könne, so sehr hatte die Gewohnheit Jedermann frivol gemacht, seufzte er, zuckte die Achseln, und erhob sich unwillig.

„Sire,“ sagte von Epernon, sich schaukelnd, „es handelt sich in der That um wichtige Sachen.“

„Um wichtige Sachen?“ erwiederholte Heinrich.

„Gewiß, wenn anders das Leben von acht braven Edelleuten Eurer Majestät der Mühe zu lohnen scheint, daß man sich damit beschäftige.“

„Was will dieß sagen?“ rief der König aus.

„Dieß will sagen, daß ich warten will, bis der König mich anzuhören geruht.“

„Ich höre, mein Sohn, ich höre,“ versetzte Heinrich, seine Hand auf die Schulter von Quélus legend.

„Wohlan, ich sagte Ihnen, Sire, daß wir ernsthaft sprachen, und nun vernehmen Sie das Resultat unserer Unterhaltung: das Königthum ist bedroht, geschwächt.“

„Das heißt, Jedermann scheint gegen mich zu conspiriren,“ rief Heinrich aus.

„Es gleicht,“ fuhr Quélus fort, „jenen sonderbaren Göttern, die, gleich den Göttern des Tiberius und Caligula, alt wurden, ohne sterben zu können, und auf dem Pfade menschlicher Gebrechen in ihrer Unsterblichkeit fortwandelten. Jene auf diesen Punkt gelangten Götter, halten in ihrer immer zunehmenden Abgelebtheit nur inne,

wenn eine treue Ergebenheit irgend eines Anhängers sie wieder verjüngt und auferweckt. Dann, neugeboren durch die Ueberleitung eines jungen, glühenden und hochherzigen Blutes, beginnen sie wieder zu leben, und werden wieder stark und mächtig. Wohlan, Sire, Ihr Königthum ist diesen Göttern gleich; es kann nur mehr durch Opfer leben."

„Er spricht goldene Worte," bemerkte Chicot; „Quélus, mein Sohn, geh und predige auf den Strassen von Paris, und ich wette einen Ochsen gegen ein Ei, daß Du Linceſtre, Cahier, Cotton, und selbst jenen Donner der Beredsamkeit übertriffst, den man Gorenflot nennt."

Heinrich erwiederte nichts; offenbar ging eine große Veränderung in seinem Geiste vor; er hatte anfangs hochfahrende Blicke auf die Lieblinge geworfen, dann, nach und nach vom Gefühle der Wahrheit erfaßt, wurde er wieder nachdenkend, düster, besorgt. „Nun," sagte er, „Sie sehen, daß ich Sie anhöre, Quélus." „Sire," fuhr dieser fort, „Sie sind ein sehr großer König, aber Sie haben keine Fernsichten mehr; der Adel stellt Ihnen Schranken, über welche hinaus Sie nichts mehr sehen, höchstens jene bereits groß werdenden Schranken, die Ihnen seinerseits das Volk stellt. Wohlan, Sire, Sie, der Sie ein Tapferer sind, Sie sagen, daß man Krieg führt, wenn ein Bataillon wie eine drohende Mauer auf dreißig Schritte von einem andern Bataillon sich aufstellt? Die Feigen schauen hinter sich, und fliehen, wenn sie den Weg frei sehen; die Muthigen senken den Kopf, und stürzen vorwärts."

„Nun denn, meinetwegen, vorwärts!" rief der König

aus; „mordieu, bin ich nicht der erste Edelmann meines Königreiches? Hat man schönere Schlachten geliefert, ich frage Sie, als jene meiner Jugend? Und hat das Jahrhundert, dessen Ende wir uns nahen, viele ruhmvollere Namen, als jene von Jarnac und Moncontour? Vorwärts also, meine Herren, und ich werde, es ist meine Gewohnheit, wie ich glaube, an der Spitze in's Handgemenge marschiren."

„Nun denn, ja, Sire," riefen die jungen Leute aus, durch diese kriegerische Kundgebung des Königs electrisirt, „vorwärts!"

Chicot setzte sich im Bette auf. „Ruhig da unten, Ihr Andern," sagte er; „lasset meinen Redner fortfahren! Sprich, Quélus, sprich, mein Sohn, Du hast bereits schöne und gute Sachen geredet, und deren noch ferner zu reden fahr fort, mein Freund, fahr fort!"

„Ja, Chicot, und Du hast auch Recht, wie sich's oft ereignet. Uebrigens werde ich fortfahren, ja, um Seiner Majestät zu sagen; daß für das Königthum der Augenblick gekommenist, eines von jenen Opfern zu genehmigen, von denen wir so eben erst sprachen. Gegen alle diese Wälle, welche Eure Majestät unsichtbar umschließen, werden vier Männer marschiren, überzeugt von Ihnen, Sire, ermuthiget, und von der Nachwelt verherrlichet zu werden."

„Was sagst Du, Quélus?" fragte der König mit Augen, die von einer durch die Sorge gemäßigten Freude funkelten, „wer sind diese vier Männer?"

„Ich und diese Herren," antwortete der junge Mann, mit jenem Gefühle des Stolzes, welches jeden

Mann, erhebt, der für einen Grundsatz oder für eine Leidenschaft sein Leben einsetzt; „ich und diese Herren, wir opfern uns auf, Sire.“

„Wem?“

„Ihrem Heile.“

„Gegen wem?“

„Gegen Ihre Feinde.“

„Haß junger Leute!“ rief Heinrich aus.

„O! dieß ist der Ausdruck des alltäglichen Vorurtheiles, Sire, und die Zärtlichkeit Eurer Majestät für uns so edelmüthig, daß sie einwilliget, sich unter diesem trivialen Mantel zu verhehlen; aber wir erkennen sie; sprechen Sie als König, Sire, und nicht als Bürger aus der Straße Saint-Denis. Stellen Sie sich nicht, zu glauben, daß Maugiron Antraguet verwünscht, daß Schomberg Livarot hinderlich findet, daß von Epernon auf Bussy eifersüchtig ist, und das Quélus Ribérac zürnt. Ei, nein, sie Alle sind jung, schön und gut; Freunde und Feinde, Alle könnten sich wie Brüder lieben. Allein es ist keine Rivalität von Mann gegen Mann, die uns den Degen in die Hand giebt, sondern der Streit Frankreichs mit Anjou, der Streit des Volksrechtes gegen das göttliche Recht: wir erscheinen als Verfechter des Königthumes auf diesem Kampfplatze, in welchem die Kämpfer der Ligue treten, und wir kommen, Sie zu bitten: Segnen Sie uns, Seigneur, lächeln Sie jenen zu, die für Sie sterben werden. Ihr Segen wird ihnen vielleicht den Sieg verleihen, Ihr Lächeln ihnen sterben helfen.“

Heinrich, mit thränengehemmten Athem, öffnete seine Arme Quélus und den Andern. Er vereinigte sie an

seinem Herzen, und keinen Anblick ohne Interesse, keine Schaustellung ohne Ausdruck bot diese Scene, wo der männliche Muth sich mit den Gemüthsaufregungen einer innigen Zärtlichkeit verbündete, welche die Hingebung zu dieser Stunde heiligte. Chicot, ernst und düster, Chicot, die Hand auf seiner Stirne, schaute aus dem Hintergrunde des Alcovens hervor, und dieses aus Gleichgültigkeit gewöhnlich kalte, oder durch das Lachen des Spottes verzerrte Gesicht, war nicht das am mindesten edle und am mindesten beredte von den sechs Personen.

„Ah! meine Tapfern,“ sagte endlich der König, „es ist eine schöne Hingebung, es ist ein edles Unternehmen, und ich bin heute stolz, nicht weil ich über Frankreich herrsche, sondern weil ich Ihr Freund bin. Jedenfalls, da ich meine Interessen selbst besser kenne, als Jemand, werde ich kein Opfer annehmen, dessen Resultat, der Hoffnung nach glorreich, mich, wenn es für Sie ungünstig ausfiele, meinen Feinden in die Hände liefern würde. Um Anjou zu bekriegen, genügt Frankreich, glauben Sie mir. Ich kenne meinen Bruder, die Guisen und die Ligue; oft in meinem Leben hab' ich stürmischere und widerspänstigere Pferde gebändiget.“

„Aber, Sire,“ rief Maugiron aus, „Soldaten raisoniren nicht so; sie können auf die Möglichkeit eines ungünstigen Ausganges bei der Prüfung einer Sache dieser Art keine Rücksicht nehmen, einer Ehrensache, einer Gewissenssache, welche der Mann nach seiner Ueberzeugung erlediget, ohne sich zu bekümmern, wie er sie nach seiner Gerechtigkeit beurtheilen wird.“

„Verzeihen Sie mir, Maugiron,“ versetzte der König,

„ein Soldat kann blindlings handeln, aber der Feldherr überlegt.“

„Ueberlegen Sie also, Sire, und lassen Sie uns handeln, uns, die wir nur Soldaten sind,“ erwiederte Schomberg; „zudem kenne ich den ungünstigen Ausgang nicht, ich habe immer Glück.“

„Freund! Freund!“ unterbrach ihn der König traurig, „ich kann nicht so sprechen; freilich zählest Du nur zwanzig Jahre.“

„Sire,“ sagte Quélus, „die verbindlichen Worte Eurer Majestät verdoppeln nur unsern Eifer. An welchem Tage dürfen wir mit den Herren von Bussy, Livarot, Antraguet, und Ribérac den Degen kreuzen?“

„Niemals; ich verbiete es Ihnen ausdrücklich, niemals; haben Sie mich wohl verstanden?“

„Entschuldigen Sie uns gnädigst, Sire,“ entgegnete Quélus, „das Rendez-vous wurde gestern vor dem Mittagsmahle festgesetzt; Worte sind gesprochen worden, und wir können sie nicht zurücknehmen.“

„Entschuldigen Sie mich, mein Herr,“ antwortete Heinrich, „der König entbindet von Eiden und Worten, indem er sagt: ich will, oder: ich will nicht; denn der König ist die Allmacht. Lassen Sie jenen Herren sagen, daß ich Ihnen meinen ganzen Zorn angedroht habe, wenn Sie handgemein werden, und damit Sie selbst nicht daran zweifeln, schwöre ich, Sie zu verbannen, wenn . . .“

„Halten Sie ein, Sire,“ versetzte Quélus, „denn wenn Sie uns von unsern Worten entbinden können, kann nur Gott Sie des Ihrigen entbinden. Schwören Sie also nicht; denn haben wir wegen einer solchen Sache Ihren

Zorn verschuldet, und beschließt dieser Zorn die Verbannung, so werden wir freudig in die Verbannung ziehen, weil wir dann, wenn wir nicht mehr auf dem Gebiete Eurer Majestät sind, unser Wort werden halten, und unsere Gegner in fremden Ländern treffen können."

„Wenn jene Herren sich Ihnen nur auf Büchsenschußweite nähern," rief Heinrich aus, „so werde ich sie alle Vier in die Bastille stecken lassen."

„Sire," sagte Quélus, „an dem Tage, an welchem Eure Majestät dieß thäten, würden wir uns mit blossen Füssen und den Strick um den Hals zum Gouverneur Meister Laurent Testu begeben, damit er uns mit jenen Edelleuten einsperre."

„Ich werde ihnen den Kopf abschlagen lassen, mordieu! Ich bin der König, hoff' ich."

„Wenn man so mit unsern Feinden verführe, Sire, würden wir uns am Fuße ihres Schaffotes die Kehle abschneiden."

Nach langem Schweigen schlug Heinrich seine schwarzen Augen auf, und sagte: „Das laß ich mir gefallen, das ist ein guter und tapferer Adel. Gut!... Wenn Gott eine von solchen Leuten vertheidigte Sache nicht segnen würde . . ."

„Sei nicht gottlos, lästere nicht!" erwiederte Chicot feierlich, indem er aus seinem Bette stieg, und dem Könige sich näherte. „Ja, dieß sind edle Herzen. Nein Gott thut, was er will, hörst Du, mein Gebieter? Nur, bestimme diesen jungen Leuten einen Tag. Dieß geziemt Dir, aber nicht dem Allmächtigen seine Pflicht vorzuschreiben."

„O! mein Gott! mein Gott!" murmelte Heinrich.

„Sire, wir bitten Sie inständig darum," sagten die vier Edelleute, den Kopf neigend und mit gebogenem Knie."

„Nun denn, meinetwegen! In der That, Gott ist gerecht, er schuldet uns den Sieg; zudem werden wir ihn durch christliche und verständige Mittel vorbereiten können. Liebe Freunde, erinnern Sie sich, daß Jarnac seine Andachten pünktlich verrichtete, bevor er mit la Châtaignerie kämpfte; dieser war ein tüchtiger Fechter; allein er verging sich bei Festen und Festgelagen, er besuchte Frauenspersonen, eine abscheuliche Sünde. Kurz, er versuchte Gott, der vielleicht seiner Jugend, seiner Schönheit, seiner Kraft günstig war, und ihm das Leben retten wollte. Jarnac hieb ihm jedoch die Kniekehle entzwei. Hören Sie, wir wollen unsere Andacht verrichten; hätte ich Zeit, so ließe ich Ihre Degen nach Rom bringen, damit der heilige Vater sie Alle segnete... Doch wir besitzen das Reliquienkästchen von Sainte-Geneviève, welches so viel werth ist, wie die besten Reliquien. Fasten wir miteinander, kasteien wir uns, und heiligen wir den erhabenen Tag des Frohnleichnamsfestes; dann am andern Tage..."

„Ah! Sire, Dank, Dank!" riefen die vier jungen Leute aus... „das ist in acht Tagen."

Und sie stürzten auf die Hände des Königs hin, der sie Alle noch einmal umarmte, und in Thränen zerfließend in sein Oratorium zurückkehrte.

„Unser Cartell ist ganz niedergeschrieben," bemerkte Quélus; „man braucht nur noch Tag und Stunde beizufügen. Schreib, Maugiron, auf diesem Tische... mit

der Feder des Königs; schreib: am Tage nach dem Frohnleichnamsfeste!"

„Es ist geschehen," antwortete Maugiron; „wer ist der Herold, der diesen Brief überbringen wird?"

„Ich werde es seyn, wenn es Ihnen beliebt," versetzte Chicot, sich nähernd; „nur will ich Ihnen einen Rath geben, meine Lieben; Seine Majestät sprechen von Fasten, von Kasteiungen, und von Reliquienkästchen ... Das ist vortrefflich als ein nach dem Siege vollzogenes Gelübde; aber vor dem Kampfe ist mir lieber die Wirksamkeit einer guten Nahrung, eines vortrefflichen Weines, eines einsamen Schlafes von acht Stunden täglich oder nächtlich. Nichts giebt dem Handgelenke eine solche Geschmeidigkeit und Kraft, als ein dreistündiges Verweilen an der Tafel, jedoch ohne Trunkenheit. Hinsichtlich des Kapitels der Liebschaften stimme ich ganz dem Könige bei; sie verweichlichen zu sehr, und Sie werden wohl thun, sich derselben zu entwöhnen."

„Bravo, Chicot!" riefen die jungen Leute einstimmig aus.

„Adieu, meine kleinen Löwen," äußerte der Gascognier, „ich gehe in das Hôtel Bussy."

Er machte drei Schritte, und kam zurück. „Apropos," sagte er, „verlassen Sie den König nicht während dieses schönen Tages des Frohnleichnamsfestes; Keiner von Ihnen gehe auf's Land; bleiben Sie im Louvre wie eine Handvoll Paladine. Es bleibt dabei, he? Ja; dann will ich Ihren Auftrag besorgen."

Und Chicot, seinen Brief in der Hand, spreizte seine langen Beine auseinander, und verschwand.

Siebentes Kapitel.

Das Frohnleichnamsfest.

Während dieser acht Tage bereiteten sich die Ereignisse vor, wie ein Sturm in den Himmelstiefen an ruhigen und schwülen Sommertagen sich vorbereitet. Monsoreau, von einem achtundvierzigstündigen Fieber wieder hergestellt, beschäftigte sich persönlich mit der Erspähung seines Ehrenräubers; da er aber Niemand entdeckte, blieb er von der Heuchelei des Herzogs von Anjou, und von seinen bösen Absichten auf Diane, überzeugter als jemals. Bussy setzte seine Tagsbesuche im Hause des Oberjägermeisters fort. Jedoch von Remy hinsichtlich der häufigen Spähungen des Genesenden gewarnt, unterließ er es, bei Nacht durch das Fenster zu kommen.

Chicot theilte seine Zeit in zwei Theile: der eine Theil war seinem vielgeliebten Gebieter, Heinrich von Valois, geweiht, den er so wenig als möglich verließ, ihn überwachend, wie eine Mutter ihr Kind. Der andere Theil gehörte seinem zärtlichen Freunde Gorenflot, den er seit acht Tagen mit großer Mühe bewogen hatte, in seine Zelle zurückzukehren, wohin er ihn wieder geführt, und wo er bei dem Abte, Messire Joseph Foulon, die charmanteste Aufnahme gefunden hatte. Bei diesem ersten Besuche war viel von der Frömmigkeit des Königs gesprochen worden, und der Prior schien Seiner Majestät überaus dankbar für die Ehre zu seyn, die der König, die Abtei besuchend, ihr erweise. Diese Ehre war sogar größer, als man sie anfangs hoffte: Heinrich hatte, auf

die Bitte des hochwürdigen Abtes, eingewilliget, den Tag und die Nacht im Kloster in Abgeschiedenheit zu verleben. Chicot bestärkte den Abt in dieser Hoffnung, die er nicht zu hegen wagte, und da man wußte, daß Chicot bei dem Könige viel vermöge, lud man ihn ein, wieder zu kommen, was Chicot zu thun versprach. Gorenflot wuchs in den Augen der Mönche um zehn Vorderarmlängen. Es war wirklich ein glücklicher Wurf von ihm, so das volle Vertrauen Chicot's gewonnen zu haben. Machiavel, politischen Andenkens, hätte es nicht besser gemacht.

Zur Wiederkehr eingeladen, kam Chicot wieder, und da er in seinen Taschen, unter seinem Mantel, in seinen weiten Stiefeln, volle Weinflaschen von den seltensten und gesuchtesten Sorten mitbrachte, empfing ihn Bruder Gorenflot noch besser, als Messire Joseph Foulon. Dann schloß er sich stundenlange in die Zelle des Mönches ein, seine Studien und seine Ekstasen theilend, wie man allgemein sagte. Am zweiten Tage vor dem Frohnleichnamsfeste brachte er sogar die ganze Nacht im Kloster zu; am andern Tage verbreitete sich das Gerücht in der Abtei, daß Gorenflot Chicot bewogen habe, sich in den geistlichen Stand zu begeben. Inzwischen gab der König seinen Freunden häufig Fechtstunden, sann mit ihnen auf neue Stösse, und gab sich vorzüglich Mühe, von Epernon einzuüben, dem das Loos einen so gewaltigen Gegner gegeben hatte, und den das Erwarten des entscheidenden Tages sehr sichtbar beschäftigte.

Jemand, der zu gewissen Stunden der Nacht die Stadt durcheilt wäre, hätte im Quartiere Sainte-Gene-

diebe die seltsamen Mönche getroffen, von denen unsere ersten Kapitel einige Schilderungen geliefert haben, und welche weit mehr deutschen Reitern als Mönchen glichen. Kurz, wir könnten beifügen, um das Gemälde zu vervollständigen, das wir zu skizziren begonnen haben, wir könnten beifügen, sagen wir, daß das Hôtel Guise die geheimnißvollste und ungestümste, und zugleich die von Innen bevölkertste und von Aussen ödeste Höhle geworden war, die man sehen konnte; daß unerlaubte Zusammenkünfte allabendlich im großen Saale gehalten wurden, nachdem man zuvor Sorge getragen, die Läden hermetisch zu schließen, und daß diesen Zusammenkünften Mittagsmahlzeiten vorausgingen, zu denen man nur Männer einlud, wobei jedoch Frau von Montpensier den Vorsitz führte. Diese Arten von Details, die wir in den Memoiren der Zeit finden, müssen wir unsern Lesern geben, da sie dieselben in den Archiven der Polizei nicht fänden. Wirklich hegte die Polizei jener gutherzigen Regierung nicht einmal eine Vermuthung dessen, was sich entspann, obgleich das Complott, wie man wird sehen können, von Wichtigkeit war, und die würdigen Bürger, die ihre nächtlichen Runden machten, die Sturmhaube auf dem Kopfe, und die Hellebarde in der Faust, argwöhnten es eben so wenig, als Leute, die unfähig waren, andere Gefahren zu wittern, als jene, die durch Feuer, Diebe, wüthende Hunde und streitsüchtige Trunkenbolde entstehen. Bisweilen blieb wohl irgend eine Patrouille vor dem Hôtel zum schönen Sterne, Straße de l'Arbre-Sec, stehen; allein man kannte Meister la Hurière als einen so eifrigen Katholiken, daß man nicht zweifelte,

der große Lärm, welcher bei ihm gemacht wurde, geschehe zur größeren Ehre Gottes.

Man sehe, unter welchen Verhältnissen die Stadt Paris, Tag für Tag, den Morgen jener großen, von der constitutionellen Regierung aufgehobenen Feierlichkeit erreichte, die man das Frohnleichnamsfest nennt. Am Morgen jenes erhabenen Tages war ein herrliches Wetter, und die auf die Straßen gestreuten Blumen entsendeten weithin ihre balsamischen Düfte. An diesem Morgen, sagen wir, weckte Chicot, der seit vierzehn Tagen beständig im Zimmer des Königs schlief, Heinrich frühzeitig. Noch war Niemand in das königliche Zimmer getreten.

„Ah! mein armer Chicot," rief Heinrich aus, „pfui über Dich! Niemals sah ich einen Mann seine Zeit schlechter wählen. Du ziehest mich aus dem süssesten Traume, den ich in meinem ganzen Leben gehabt habe."

„Und was träumtest Du denn, mein Sohn?" fragte Chicot.

„Ich träumte, daß Quélus Antraguet mit einem Secondestoffe durchbohrte, und daß dieser liebe Freund im Blute seines Gegners schwamm. Doch heute ist der Tag. Beten wir zu Gott, daß mein Traum sich verwirkliche. Rufe, Chicot, rufe!"

„Was willst Du denn?"

„Meinen Bußgürtel und meine Ruthen."

„Wär' Dir ein gutes Frühstück nicht lieber?" fragte Chicot.

„Heide," antwortete der König, „der Du die Frohnleichnamsmesse mit vollem Magen hören willst."

„So ist's."

„Rufe, Chicot, rufe!“

„Geduld,“ erwiederte Chicot, „es ist kaum acht Uhr, und Du hast Zeit, Dich bis heute Abend zu peitschen. Plaudern wir zuerst: willst Du mit Deinem Freunde plaudern? Es wird Dich nicht reuen, Valois, so wahr ich Chicot bin.“

„Wohlan, plaudern wir,“ sagte Heinrich, „aber mach schnell.“

„Wie theilen wir unsern Tag ein, mein Sohn?“

„In drei Theile.“

„Zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit, sehr wohl. Bezeichne diese drei Theile.“

„Zuerst die Messe zu Saint-Germain-l'Auxerrois.“

„Gut!“

„Bei der Rückkehr in das Louvre das Zwischenmahl.“

„Sehr gut!“

„Dann Prozession der Büssenden durch die Straßen, mit Einhaltung der Stationen in den vorzüglichsten Klöstern von Paris, anfangend bei den Jakobinern, und endend zu Sainte-Geneviève, dessen Prior ich versprochen habe, in der Zelle einer Art von Heiligen, der zur Sicherung eines günstigen Erfolges unserer Waffen die Nacht im Gebete zubringen wird, bis zum andern Tage in Abgeschiedenheit zu verweilen.“

„Ich kenne ihn.“

„Den Heiligen?“

„Ja.“

„Desto besser; Du wirst mich begleiten, Chicot; wir werden miteinander beten.“

„Ja, sei unbesorgt.“

„So kleide Dich an, und komm!“

„Warte doch!“

„Warum?“

„Ich muß Dich noch um einige Details fragen.“

„Kannst Du mich deßhalb nicht fragen, während man mich ankleiden wird?“

„Ich will Dich lieber darum fragen, so lange wir allein sind.“

„Mach aber schnell, die Zeit vergeht.“

„Was thut Dein Hof?“

„Er folgt mir.“

„Dein Bruder?“

„Er begleitet mich.“

„Deine Garde?“

„Die französischen Gardisten erwarten mich mit Crillon im Louvre; die Schweizer harren meiner am Thore der Abtei.“

„Vortrefflich!“ sagte Chicot; „jetzt bin ich unterrichtet.“

„Ich kann also rufen?“

„Rufe!“

Heinrich schlug auf eine Glocke.

„Die Ceremonie wird herrlich seyn,“ fuhr Chicot fort.

„Gott wird uns dafür Dank wissen, hoff' ich.“

„Wir werden dieß morgen sehen. Aber sprich, Heinrich, bevor Jemand eintritt, „hast Du mir nichts Anderes zu sagen?“

„Nein. Hab' ich irgend ein Detail des Ceremoniells vergessen?“

„Davon spreche ich nicht.“

„Wovon sprichst Du denn sonst?“

„Von nichts.“

„Aber Du fragst mich.“

„Ob es fest beschlossen ist, daß Du in die Abtei Sainte-Geneviève gehst?“

„Ganz bestimmt.“

„Und ob Du die Nacht darin zubringst?“

„Ich hab's versprochen.“

„Wohlan, wenn Du mir nichts zu sagen hast, mein Sohn, so werde ich Dir sagen, daß dieses Ceremoniell mir nicht behagt.“

„Warum?“

„Nein, und nachdem wir werden zu Mittag gespeiset haben . . .“

„Nachdem wir werden zu Mittag gespeiset haben?“

„Werde ich Dir eine andere Anordnung mittheilen, die ich ausgedacht habe.“

„Meinetwegen; ich bin damit verstanden.“

„Du würdest nicht damit verstanden seyn, mein Sohn, wenn es noch das Nämliche wäre.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Stille! Da kommt Deine Dienerschaft, die in das Vorzimmer tritt.“

Wirklich öffneten die Thürsteher die Thürvorhänge, und man sah den Barbier, den Parfumeur und den Kammerdiener Seiner Majestät erscheinen, die, des Königes sich bemächtigend, an Seiner erlauchten Person gemeinschaftlich eine von jenen Toiletten herzustellen begannen, die wir im Beginne dieses Werkes beschrieben haben.

Als die Toilette Seiner Majestät zu zwei Dritttheilen fertig war, meldete man Seine Hoheit, Monseigneur den Herzog von Anjou. Heinrich wendete sich gegen ihn, und suchte ihn mit seinem besten Lächeln zu empfangen. Der Herzog war von Herrn von Monsoreau, von den Herren von Epernon und von Aurilly begleitet. Von Epernon und Aurilly blieben rückwärts stehen.

Heinrich konnte bei dem Anblicke des noch blassen Grafen, und dessen Miene schrecklicher als jemals war, eine Regung der Ueberraschung nicht verhalten. Der Herzog gewahrte diese Regung, die auch dem Grafen nicht entging. „Sire,“ sagte der Herzog, „hier ist Herr von Monsoreau, welcher kommt, Eurer Majestät seine Ehrfurcht zu bezeigen.“

„Ich danke, mein Herr,“ erwiederte Heinrich, „und ich bin von Ihrem Besuche um so gerührter, da Sie wohl verwundet gewesen sind, nicht wahr?“

„Ja, Sire.“

„Auf der Jagd, hat man mir gesagt.“

„Auf der Jagd, Sire.“

„Aber es geht jetzt besser mit Ihnen, nicht wahr?“

„Ich bin wieder hergestellt.“

„Sire,“ fragte der Herzog von Anjou, „gefiele es Ihnen nicht, daß, nach dem Ende unserer Andachtsübungen, der Herr Graf von Monsoreau uns eine hübsche Jagd in den Wäldern von Compiegne zu Stande brächte?“

„Wissen Sie denn nicht,“ antwortete Heinrich, „daß morgen . . .“

Er wollte sagen: „vier von meinen Freunden sich mit vier von den Ihrigen schlagen,“ allein er erinnerte

sich, daß das Geheimniß bewahrt werden mußte, und schwieg.

„Ich weiß nichts, Sire," entgegnete der Herzog von Anjou, „und wenn Eure Majestät mich in Kenntniß setzen wollen . . ."

„Ich wollte sagen," versetzte Heinrich, „daß ich, wenn ich die nächste Nacht in der Abtei Sainte-Geneviève zubringe, vielleicht für morgen nicht bereit seyn könnte; doch der Herr Graf reise immerhin ab; denn ist die Jagd morgen nicht, so wird sie übermorgen stattfinden."

„Sie hören?" sagte der Herzog zu Monsoreau, der sich verbeugte.

„Ja, Monseigneur," antwortete der Graf.

In diesem Momente traten Schomberg und Quélus ein; der König empfing sie mit offenen Armen. „Noch ein Tag," sagte Quélus, vor dem Könige sich verbeugend.

„Aber zum Glücke mehr als ein Tag," bemerkte Schomberg.

Inzwischen sagte Monsoreau zum Herzoge: „Sie lassen mich verbannen, wie es scheint, Monseigneur."

„Ist es nicht die Pflicht eines Oberjägermeisters, die Jagden des Königs zu veranstalten?" fragte der Herzog lachend.

„Ich kenne mich aus," antwortete Monsoreau, „und sehe, was es ist. Heute Abend endet der achte Fristtag, den Eure Hoheit von mir verlangt haben, und Eurer Hoheit ist es lieber, mich nach Compiegne zu schicken, als Ihr Versprechen zu halten. Aber nehmen Eure Ho=

heit sich in Acht. Von jetzt bis heute Abend kann ich durch ein einziges Wort . . ."

Franz faßte den Grafen am Handgelenke. „Schweigen Sie," sagte er zu ihm, „denn im Gegentheile, ich halte jenes Versprechen, an das Sie mich erinnern."

„Erklären Sie sich."

„Ihre Abreise wegen der Jagd wird Jedermann erfahren, weil der Befehl offiziell ist."

„Nun denn?"

„Nun denn, Sie werden nicht abreisen, sondern sich in der Umgegend Ihres Hauses verstecken; dann, in der Meinung, Sie seyen abgereiset, wird der Mann kommen, den Sie kennen wollen; das Uebrige ist Ihre Sache, denn ich habe mich zu sonst nichts verpflichtet, scheint mir."

„Ah, ah! wenn sich dieß so macht," entgegnete Monsoreau.

„Sie haben mein Wort," äußerte der Herzog.

„Ich habe Besseres, als dieß, Monseigneur, ich habe Ihre Unterschrift."

„Ei, ja, mordieu! ich weiß es wohl."

Und der Herzog entfernte sich von Monsoreau, um sich seinem Bruder zu nähern; Aurilly berührte den Arm von Epernon's. „Es ist geordnet," sagte er.

„Was? Was ist geordnet?"

„Herr von Bussy wird sich morgen nicht schlagen."

„Herr von Bussy wird sich morgen nicht schlagen?"

„Ich stehe gut dafür."

„Und wer wird's verhindern?"

„Was liegt daran, wenn er sich nur nicht schlägt."

„Wenn dieß geschieht, mein lieber Hexenmeister, giebt's tausend Thaler für Sie.“

„Meine Herren,“ sagte Heinrich, der mit seiner Toilette fertig geworden war, — „nach Saint-Germain-l'Auxerrois!“

„Und von da nach der Abtei Sainte-Geneviève?“ fragte der Herzog.

„Allerdings,“ antwortete der König.

„Rechnen Sie darauf,“ äußerte Chicot, die Kuppel seines Raufdegens zuschnallend. Und Heinrich ging in die Gallerie, worin der ganze Hof seiner harrte.

Achtes Kapitel.

Welches zum Verständnisse des vorigen Kapitels noch beitragen wird.

Am Tage vorher, Abends, nachdem zwischen den Guisen und den Anjouern Alles war beschlossen und festgesetzt worden, war Herr von Monsoreau heimgekehrt, und hatte dort Bussy getroffen. Dann, eingedenk, daß dieser brave Edelmann, dem er noch immer eine große Freundschaft bewahrte, sich am andern Tage, von nichts in Kenntniß gesetzt, furchtbar compromittiren könnte, nahm er ihn bei Seite. „Mein lieber Graf,“ sagte er zu ihm, „möchten Sie mir wohl erlauben, Ihnen einen Rath zu geben?“

„Wie doch!“ antwortete Bussy, „ich bitte Sie vielmehr darum, sprechen Sie!“

„An Ihrer Stelle würde ich morgen von Paris mich entfernen.“

„Ich? Und warum?“

„Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß Ihre Abwesenheit Sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, aus einer großen Verlegenheit retten könnte.“

„Aus einer großen Verlegenheit?“ fragte Bussy, den Grafen mit durchdringenden Blicken anschauend, „und aus welcher?“

„Wissen Sie nicht, was morgen vorfallen soll?“

„Durchaus nicht.“

„Auf Ehre?“

„So wahr ich ein Edelmann bin.“

„Hat Ihnen Herr von Anjou nichts anvertraut?“

„Nichts. Herr von Anjou vertraut mir nur Dinge an, die er ganz laut sagen, und ich möchte fast beifügen, die er Jedermann sagen kann.“

„Nun denn, ich, der ich nicht der Herzog von Anjou bin, ich, der ich meine Freunde ihretwegen und nicht meinetwegen liebe, ich sage Ihnen, mein lieber Graf, daß sich für morgen wichtige Ereignisse vorbereiten, und daß die Parteien Anjou und Guise einen Streich brüten, dessen Resultat wohl die Thronentsetzung des Königs seyn könnte.“

Bussy schaute Herrn von Monsoreau mit einem gewissen Mißtrauen an, aber sein Gesicht drückte die völligste Freimüthigkeit aus, und in diesem Ausdrucke lag keine Täuschung. „Graf,“ versetzte er, „ich gehöre dem Herzoge von Anjou an, Sie wissen es, das heißt: mein Leben und mein Degen gehören ihm. Der König, gegen

den ich nachweisbar niemals etwas unternahm, hegt Groll gegen mich, und ließ nie eine Gelegenheit unbenützt, mir etwas Kränkendes zu sagen oder anzuthun. Und gerade morgen," — Bussy sprach leiser, — „ich sage Ihnen dieß, aber ich sage es Ihnen allein, verstehen Sie wohl, morgen werde ich mein Leben wagen, um Heinrich von Valois in der Person seiner Lieblinge zu demüthigen."

„Sie sind also entschlossen," fragte Monsoreau, „allen Folgen Ihrer Anhänglichkeit an den Herzog von Anjou die Stirne zu bieten?"

„Ja."

„Sie wissen, wohin Sie dieß vielleicht führt?"

„Ich weiß, wie weit ich gehen darf; welchen Grund ich auch immer habe, mich über den König zu beklagen, so werde ich doch nie gegen den Gesalbten des Herrn die Hand erheben; ich werde die Anderen handeln lassen, und, ohne Jemand anzugreifen oder herauszufordern, dem Herrn Herzoge von Anjou folgen, um ihn im Falle der Gefahr zu vertheidigen."

Herr von Monsoreau sann einen Augenblick nach, legte seine Hand auf Bussy's Schulter, und sagte zu ihm: „Lieber Graf, der Herzog von Anjou ist ein Treuloser, ein Niederträchtiger, ein Verräther, fähig, wegen einer Eifersucht oder Furcht seinen treuesten Diener, seinen ergebensten Freund aufzuopfern; lieber Freund, verlassen Sie ihn, folgen Sie dem Rathe eines Freundes, verleben Sie den morgigen Tag in Ihrem kleinen Hause zu Vincennes, gehen Sie hin, wohin Sie wollen, nur wohnen Sie nicht der Frohnleichnams-Prozession bei."

Bussy schaute ihn aufmerksam an. „Aber warum folgen Sie selbst dem Herzoge von Anjou?“ versetzte er.

„Weil ich in Angelegenheiten, die meine Ehre betreffen, noch einige Zeit seiner bedarf,“ antwortete der Graf.

„Wohlan, ich bin in dem nämlichen Falle,“ bemerkte Bussy; „ich werde dem Herzoge wegen Angelegenheiten folgen, die meine Ehre betreffen.“

Der Graf von Monsoreau drückte Bussy die Hand, und Beide schieden.

Wir haben im vorigen Kapitel erzählt, was am andern Tage bei dem Lever des Königs geschah. Monsoreau ging nach Hause, und setzte seine Frau von seiner Abreise nach Compiegne in Kenntniß; zu gleicher Zeit ertheilte er den Befehl, alle Reiseanstalten zu treffen. Diane vernahm die Nachricht mit Freude. Sie wußte von ihrem Gatten das bevorstehende Duell zwischen von Bussy und von Epernon; aber von Epernon war jener von den Lieblingen des Königs, der in Bezug auf Muth und Geschicklichkeit den geringsten Ruf besaß; sie fühlte daher bei dem Gedanken an den Zweikampf am folgenden Tage nur eine mit Stolz vermischte Besorgniß.

Bussy war sogleich am Morgen zu dem Herzoge gegangen, und hatte diesen in das Louvre begleitet, immer in der Gallerie verweilend. Von seinem Bruder zurückkehrend nahm ihn der Herzog mit, und der ganze königliche Zug machte sich auf den Weg nach Saint-Germain-l'Auxerrois. Als der Prinz Bussy so offen, so loyal, so ergeben sah, fühlte er einige Gewissensbisse; aber zwei Dinge bekämpften in ihm die guten Neigungen: die große

Herrschaft, welche Bussy über ihn ausübte, wie jede mächtige Natur über eine schwache Natur, und die ihm die Furcht einflößte, daß Bussy, stände er neben seinem Throne, der eigentliche König seyn würde; dann Bussy's Liebe zu Frau von Monsoreau, die im Herzensgrunde des Prinzen alle Qualen des Hochmuthes und der Eifersucht weckte. Dennoch sagte er bei sich, ... denn Monsoreau flößte ihm seinerseits fast eben so große Besorgnisse ein, wie Bussy, ... dennoch sagte er bei sich: „Entweder wird Bussy mich begleiten, und durch den Beistand seines Muthes den Triumph meiner Sache sichern, und es ist mir dann, wenn ich triumphirt habe, wenig daran gelegen, was Monsoreau sagen und thun wird; oder Bussy wird mich verlassen, und dann schulde ich ihm nichts mehr, und verlasse ihn auch."

Diese doppelte Erwägung, deren Gegenstand Bussy war, bewirkte, daß der Prinz den jungen Mann nicht einen Augenblick aus den Augen ließ; er sah ihn mit seinem ruhigen und lächelnden Gesichte in die Kirche treten, nachdem er auf eine artige Weise dem Herrn von Epernon, seinem Gegner, den Vortritt gelassen hatte, und dann ein wenig zurück sich hinknien. Der Prinz winkte dann Bussy, sich ihm zu nähern: in der Stellung, worin jener sich befand, war er genöthiget, den Kopf ganz umzukehren, während er, ließ er ihn zu seiner Linken knien, nur die Augen zu wenden brauchte. Die Messe hatte etwa seit einer Viertelstunde begonnen, als Remy in die Kirche trat, und neben seinen Gebieter sich hinkniete. Der Herzog bebte bei dem Anblicke des jungen Arztes, den er als den Vertrauten von Bussy's geheimsten Ge=

danken kannte. Wirklich steckte Remy bald darauf, nach einigen ganz leise gewechselten Worten, dem Grafen ein Briefchen zu. Der Prinz fühlte einen Schauder durch seine Adern ziehen; eine nette, feine und charmante Handschrift bildete die Unterzeichnung dieses Briefchens. „Sie ist's," sagte er; „sie schreibt ihm, daß ihr Gatte Paris verläßt."

Bussy legte das Briefchen auf den Boden seines Hutes, öffnete es, und las. Der Prinz sah das Briefchen nicht mehr; aber er sah Bussy's von einem Freuden- und Liebesstrahle verklärtes Antlitz.

„Ah! Wehe Dir, wenn Du mich nicht begleitest!" murmelte er.

Bussy drückte das Briefchen an seine Lippen, und verbarg es auf seinem Herzen. Der Herzog schaute um sich. Wäre Monsoreau da gewesen, so würde der Herzog vielleicht nicht die Geduld gehabt haben, den Abend zu erwarten, um ihm Bussy zu nennen. Nach dem Schlusse der Messe begab man sich wieder in das Louvre, wo ein Imbiß den König in seinen Gemächern, und die Edelleute in der Gallerie erwartete. Die Schweizer bildeten vom Thore des Louvre an eine Gasse. Crillon und die französischen Gardisten waren im Hofe aufgestellt. Chicot verlor eben so wenig den König aus den Augen, als der Herzog von Anjou Bussy aus den Augen verlor.

In das Louvre tretend, näherte sich Bussy dem Herzoge. „Um Vergebung, Monseigneur," sagte er, sich verbeugend, „ich wünschte mit Eurer Hoheit einige Worte zu sprechen."

„Dringende?" fragte der Herzog.

„Sehr dringende, Monseigneur.

„Könntest Du sie mir nicht während der Prozession sagen? Wir werden nebeneinander gehen.“

„Monseigneur werden mich entschuldigen; allein ich sprach Sie gerade deßhalb an, um Sie um die Erlaubniß zu bitten Sie nicht begleiten zu dürfen.“

„Warum?“ fragte der Herzog mit einer Stimme, deren Veränderung er nicht völlig verbergen konnte.

„Monseigneur, morgen ist ein großer Tag, Eure Hoheit wissen es, weil er den Zwist zwischen Anjou und Frankreich beenden soll; ich wünschte also, in mein kleines Haus zu Vincennes mich zurückzuziehen, und dort den ganzen Tag in Abgeschiedenheit zu verleben.

„Du kommst also nicht zur Prozession, wohin der Hof, wohin der König kommt?“

„Nein, Monseigneur, jedenfalls mit der Erlaubniß Eurer Hoheit.“

„Du wirst Dich auch zu Sainte-Geneviève mir nicht anschließen?“

„Monseigneur, ich wünsche den ganzen Tag für mich zu haben.“

„Wenn aber im Laufe des Tages eine Gelegenheit sich darbietet, wo ich meiner Freunde bedarf?“ sagte der Herzog.

„Da Monseigneur ihrer nur bedürfen könnten,“ versetzte Bussy, „um den Degen gegen ihren König zu ziehen, so bitte ich doppelt, mir den Tag frei zu geben; mein Degen ist dem Herrn von Epernon verpfändet.“

Monsoreau hatte am vorigen Tage dem Prinzen gesagt, daß er auf Bussy zählen könnte, Alles also seit

dem vorigen Tage sich geändert, und das von le Hauduoin in die Kirche gebrachte Briefchen diese Aenderung bewirkt. „Du verlassest also Deinen Seigneur und Gebieter, Bussy?“ fragte der Herzog mit verbissenen Zähnen.

„Monseigneur,“ antwortete Bussy, „der Mann, welcher am nächsten Tage in einem grimmigen, blutigen, tödtlichen Zweikampfe, wie der unserige seyn wird, ich stehe Ihnen gut dafür, sein Leben wagt, hat nur noch einen einzigen Gebieter, und dieß ist der Gebieter, dem ich meine letzte gänzliche Ergebenheit weihen werde.“

„Du weißt, daß es sich für mich um den Thron handelt, und Du verlassest mich.“

„Monseigneur, ich habe genug für Sie vollbracht, ich werde auch morgen genug vollbringen. Verlangen Sie von mir mehr nicht als mein Leben.“

„Gut!“ entgegnete der Herzog mit einer dumpfen Stimme; „Sie sind frei, gehen Sie, Herr von Bussy!“

Bussy, ohne sich um diese plötzliche Kälte zu bekümmern, verbeugte sich vor dem Prinzen, stieg die Treppe des Louvre hinab, und einmal außerhalb des Palastes, ging er rasch seinem Hause zu. Der Herzog rief Aurilly. Aurilly erschien. „Nun denn, Monseigneur?“ fragte der Lautenschläger.

„Nun denn, er hat selbst sich verurtheilt.“

„Er begleitet Sie nicht?“

„Nein.“

„Er begiebt sich zum Rendez-vous des Briefchens?“

„Ja.“

„Es geschieht also heute Abends?“

„Es geschieht heute Abends.“

„Ist Herr von Monsoreau in Kenntniß gesetzt?“

„Vom Rendez-vous? ja; von dem Manne, den er bei dem Rendez-vous finden wird, noch nicht.“

„Sie sind also entschlossen, den Grafen aufzuopfern?“

„Ich bin entschlossen, mich zu rächen,“ antwortete der Prinz, „und ich fürchte nun nur noch Eines.“

„Was?“

„Daß Monsoreau auf seine Kraft und Geschicklichkeit vertrauen, und Bussy ihm entschlüpfen möchte.“

„Monseigneur dürfen sich beruhigen.“

„Warum?“

„Ist Herr von Bussy ganz bestimmt verurtheilt?“

„Ja, mordieu! Ein Mann, der mich unter Vormundschaft hält, der mir meinen Willen nimmt, der seinen Willen daraus macht; der mir meine Geliebte nimmt, und sie zur seinigen macht; eine Art von Löwe, dessen Herr ich weniger bin, als sein Wächter. Ja, ja, Aurilly, er ist verurtheilt ohne Berufung, ohne Gnade.“

„Wohlan, wie ich Ihnen sagte, Monseigneur dürfen sich beruhigen; wenn er Monsoreau entschlüpft, wird er einem Andern nicht entschlüpfen.“

„Und wer ist dieser Andere?“

„Befehlen Monseigneur mir, ihn zu nennen?“

„Ja, ich befehle es Dir.“

„Dieser Andere ist Herr von Epernon.“

„Von Epernon, von Epernon der sich morgen mit ihm schlagen soll?“

„Ja, Monseigneur.“

„Erzähle dieß mir doch.“

Aurilly wollte die verlangte Erzählung beginnen,

als man dem Herzoge rief. Der König saß an der Tafel, und erstaunte, den Herzog nicht an ihr zu sehen, oder vielmehr Chicot hatte ihn auf diese Abwesenheit so eben aufmerksam gemacht, und der König fragte nach seinem Bruder.

„Du wirst mir dieß bei der Prozession erzählen,“ sagte der Herzog, und folgte dem Thürsteher, der ihn holte.

Jetzt, da wir, bald mit einer wichtigeren Person beschäftiget, keine Muße haben werden, dem Herzoge und Aurilly in die Straßen von Paris zu folgen, wollen wir unsern Lesern sagen, was zwischen von Epernon und dem Lautenschläger sich ereignet hatte. Am Morgen, gegen Tagesanbruch, war von Epernon im Hôtel Anjou erschienen, und hatte mit Aurilly zu sprechen verlangt. Seit langer Zeit kannte der Edelmann den Musiker; dieser war sein Lehrer im Lautenspiele gewesen und oft hatten sich der Lehrling und der Meister vereiniget, um auf dem Basse zu kratzen, oder die Viole zu kneifen, wie es damals nicht nur in Spanien, sondern auch in Frankreich Mode war. Hieraus erfolgte, daß eine ziemlich zärtliche Freundschaft, durch die Etikette gemässiget, die beiden Musiker verband. Zudem übte Herr von Epernon, ein schlauer Gascognier, die Methode des Einschmeichelns, die darin besteht, durch die Diener zu den Herren zu kommen, und es gab im Hause des Herzogs von Anjou wenig Geheimnisse, von denen er nicht durch seinen Freund Aurilly in Kenntniß gesetzt war. Fügen wir bei, daß er mit diplomatischer Gewandtheit, den König und den Herzog schonte, von dem Einen zum Andern schwankend, aus Besorgniß, den künf-

tigen König zum Feinde zu bekommen, und um den regierenden König sich zu erhalten. Dieser Besuch bei Aurilly hatte zum Zwecke, mit ihm von seinem bevorstehenden Duelle mit Bussy zu sprechen. Dieses Duell beunruhigte ihn lebhaft: sein Lebenlang war der Muth nie eine hervorragende Eigenschaft im Character von Epernon's gewesen; nun aber hätte er mehr als muthig, er hätte verwegen seyn müssen, um dem Kampfe mit Bussy kaltblütig die Stirne zu bieten; mit ihm sich schlagen, hieß einem gewissen Tode trotzen. Einige hatten es gewagt, und im Kampfe den Boden gemessen, ohne wieder aufzustehen.

Bei dem ersten Worte, welches von Epernon zum Musiker von seinem Anliegen sagte, pflichtete dieser, der den heimlichen Haß seines Gebieters gegen Bussy kannte, seiner Meinung bei, bedauerte sehr zärtlich seinen Zögling, und erzählte ihm, daß Herr von Bussy seit acht Tagen täglich morgens mit einem Gardistentrompeter sich im Fechten übe, mit dem gefährlichsten Fechter, den man je in Paris getroffen, eine Art Künstler in Degenstößen, der, Reisender und Philosoph, den Italienern ihr vorsichtiges und verschlossenes Spiel, den Spaniern ihre schlauen und glänzenden Finten, den Deutschen die Unbiegsamkeit ihres Handgelenkes und das Vortheilhafte ihrer Gegenstösse, endlich den wilden Polen, die man damals Sarmaten nannte, ihre Leibeswendungen, ihre Sprünge, ihr plötzliches Niederbücken und die Umschließungen Leib an Leib abgelernt habe. Von Epernon aß, während dieser langen Aufzählung widriger Aussichten, vor Schrecken allen Carmin, der seine Nägel glänzend

machte. „Ah! da bin ich ja todt," sagte er, halb lachend, halb erblaßend.

„Ei wahrlich!" versetzte Aurilly.

„Aber es ist abgeschmackt," rief von Epernon aus, „mit einem Manne auf den Kampfplatz zu gehen, der uns zweifellos tödten muß. Das ist gerade so, als ob man mit einem Manne Würfel spielte, der versichert wäre, bei jedem Wurfe zweimal sechs zu werfen.

„An so etwas muß man denken, bevor man sich einläßt, Herr Graf."

„Zum Henker," erwiederte von Epernon, „ich werde mir heraushelfen. Man ist nicht umsonst Goscognier. Recht verrückt ist, wer das Leben freiwillig verläßt, und vorzüglich mit fünfundzwanzig Jahren. Doch, da fällt's mir ein, mordieu! ja, das ist vernünftig. Warte."

„Sprechen Sie!"

„Herr von Bussy ist überzeugt, mich zu tödten, sagst Du?"

„Er zweifelt keinen Augenblick daran."

„Dann ist's kein Duell mehr, wenn er überzeugt ist, es ist ein Mord."

„Allerdings:"

„Und wenn es ein Mord ist, was Teufels..."

„Nun denn?"

„.... Ist es erlaubt, einem Morde zuvorzukommen durch..."

„Durch...?"

„Durch... durch einen Mord."

„Ohne Zweifel."

„Was hindert mich, da er mich tödten will, ihn früher zu tödten?"

„O! mein Gott, gar nichts, und ich dachte selbst daran.“

„Ist mein Raisonnement nicht klar?“

„Klar wie der Tag.“

„Natürlich?“

„Sehr natürlich.“

„Nun, versteht sich! anstatt ihn grausam mit meinen Händen zu tödten, wie er es mir machen will, werde ich, versteht sich! da ich das Blut verabscheue, diese Mühe einem Andern überlassen.“

„Das heißt, Sie werden Häscher bezahlen?“

„Meiner Treue, ja! wie Herr von Guise und Herr von Mayenne es mit Saint=Mégrin gemacht haben.“

„Dieß wird Ihnen viel kosten.“

„Ich werde dreitausend Thaler darauf verwenden.“

„Für dreitausend Thaler, wenn Ihre Häscher erfahren, mit wem sie es zu thun haben, werden Sie nicht viel mehr, als sechs Mann bekommen.“

„Reichen diese also nicht hin?“

„Sechs Mann! Herr von Bussy wird ihrer vier getödtet haben, bevor sie ihn auch nur gestreift haben. Erinnern Sie sich an das Handgemenge in der Straße Sainte=Antoine, bei welchem er Schomberg am Schenkel, Sie am Arme verwundet, und Quélus fast umgebracht hat.“

„Ich werde sechstausend Thaler darauf verwenden, wenn es seyn muß,“ äußerte von Epernon. „Mordieu! wenn ich etwas thue, so will ich es recht thun, und daß er nicht entschlüpfe.“

„Haben Sie Ihre Leute?“ fragte Aurilly.

„Ei,“ antwortete von Epernon, „ich habe hie und da müßige Leute, Soldaten mit Ruhegehalt, Wagehälse im Grunde, die eben so viel werth sind, als jene von Venedig und Florenz.“

„Sehr gut! Sehr gut! Aber hüten Sie sich!“

„Weßhalb?“

„Wenn es ihnen mißlingt, werden sie Sie anzeigen.“

„Ich habe den König für mich.“

„Dieß ist immerhin etwas; aber der König kann es nicht verhüten, daß Sie von Herrn von Bussy getödtet werden.“

„Dieß ist richtig, und vollkommen richtig,“ versetzte von Epernon nachsinnend.“

„Ich könnte Ihnen wohl einen Plan angeben,“ sagte Aurilly.

„Sprich, mein Freund, sprich!“

„Aber Sie möchten vielleicht nicht gemeinschaftliche Sache machen?“

„Ich würde Alles genehmigen, was meine Aussichten verdoppeln könnte, mich dieses wüthenden Hundes zu entledigen.“

„Wohlan, ein gewisser Feind Ihres Feindes ist eifersüchtig.“

„Ah! Ah!“

„So zwar, daß gerade zu dieser Stunde...“

„Nun denn, gerade zu dieser Stunde... rede doch aus!“

„... Er ihm eine Falle legt.“

„Weiter?“

„Allein es fehlt an Geld; mit den sechstausend Thalern würde er Ihre Angelegenheit zu gleicher Zeit mit der seinigen ordnen. Sie legen keinen Werth darauf, daß die Ehre des Unternehmens Ihnen zukomme, nicht wahr?“

„Mein Gott, nein! Ich verlange nicht Anderes, als in der Dunkelheit zu bleiben.“

„Schicken Sie also Ihre Leute zum Rendez-vous, ohne daß Sie sich zu erkennen geben, und er wird sie benützen.“

„Aber es wäre doch nöthig, wenn meine Leute mich nicht kennen, daß ich jenen Mann kenne.“

„Ich werde Ihnen denselben diesen Morgen zeigen.“

„Wo?“

„Im Louvre.“

„Er ist also ein Edelmann?“

„Ja.“

„Aurilly, während der Sitzung werden die sechstausend Thaler zu Deiner Verfügung stehen.“

„Es ist demnach so festgesetzt?“

„Unwiderruflich.“

„Im Louvre also!“

„Im Louvre.“

Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, daß Aurilly zu von Epernon sagte: „Seyen Sie ruhig, Herr von Bussy wird sich morgen nicht mit Ihnen schlagen!“

Neuntes Kapitel.

Die Prozession.

Nach dem Ende des Imbisses war der König mit Chicot in sein Gemach getreten, um darin sein Büsserkleid anzuziehen, und einen Augenblick nachher wieder herausgekommen, mit blossen Füssen, die Lenden mit einem Stricke gegürtet, und die Capuze über das Gesicht herabgezogen. Indessen hatten die Höflinge die nämliche Toilette gemacht. Das Wetter war herrlich, das Pflaster mit Blumen bestreut; man sprach von an Pracht einander überbietenden Ruhealtären, und vorzüglich von dem durch die Mönche von Sainte-Geneviève in der Gruft der Kirche errichteten. Zahlloses Volk säumte den Weg, der zu den vier Stationen führte, die der König halten wollte, nämlich bei den Jakobinern, Carmelitern, Capuzinern und bei den Mönchen von der Congregation der heiligen Genoveva. Die Geistlichkeit von Saint-Germain-l'Auxerrois eröffnete den Zug. Der Erzbischof von Paris trug das heilige Sacrament. Zwischen der Geistlichkeit und dem Erzbischofe gingen junge Knaben rückwärts, die Rauchfässer schwingend, und junge Mädchen, welche Rosen ausstreueten. Dann kam der König in blossen Füssen, wie gesagt, und von seinen vier Freunden gefolgt, in blossen Füssen wie er, und mit Mönchskutten angethan, wie er. Der Herzog von Anjou folgte, aber in seiner gewöhnlichen Tracht; sein ganzer Anjouerhof begleitete ihn, vermischt mit den Grosswürdeträgern der Krone, die im Gefolge des Prinzen gingen, jeder nach seinem durch die Etikette ihm zugewiesenen Range. Endlich kamen die Bürger und das Volk.

Es war schon ein Uhr Nachmittags vorbei, als man das Louvre verließ. Crillon und die französischen Gardisten wollten dem Könige folgen; aber dieser gab ihnen ein Zeichen, daß es überflüssig sey, und Crillon und die Gardisten blieben zur Bewachung des Palastes zurück. Es war beinahe sechs Uhr Abends, als nach Vollbringung der Stationen an den verschiedenen Ruhealtären, die Spitze des Zuges die zackige Halle der alten Abtei zu erblicken begann, und die Mönche derselben hinter ihrem Prior, auf den die Schwelle bildenden Stufen zum Empfange seiner Majestät gereihet. Während des Weges, der die Abtei von der letzten, bei den Capuzinern gehaltenen Station trennte, fühlte sich der Herzog von Anjou, der seit dem Morgen auf den Beinen war, aus Ermüdung unwohl; er bat den König um die Erlaubniß, sich in sein Hôtel zurückzubegeben, welche Erlaubniß ihm der König gab. Seine Edelleute traten dann aus dem Zuge, und entfernten sich mit ihm, wie um recht hochmüthig anzudeuten, daß sie dem Herzoge folgten, und nicht dem Könige. Der eigentliche Grund jedoch war, weil sie sich nicht übermäßig anzustrengen wünschten, da drei von ihnen am andern Tage sich schlagen sollten. Am Thore der Abtei entließ der König, unter dem Vorwande, daß Quélus, Maugiron, Schomberg und von Epernon nicht minder der Ruhe bedürften, als Livarot, Ribérac und Antraguet, auch jene.

Der Erzbischof, welcher seit dem Morgen den Gottesdienst hielt, und, wie die übrigen Priester, noch nichts zu sich genommen hatte, verging vor Müdigkeit; der König erbarmte sich seiner heiligen Märtyrer, und schickte

sie Alle fort, als er, wie gesagt, an dem Thore der Abtei angekommen war. Dann sagte er näselnd, zum Prior Joseph Foulon sich wendend: „Da bin ich, mein Vater; ich komme, als ein Sünder, der ich bin, die Ruhe in Ihrer Einsamkeit zu suchen.“

Der Prior verbeugte sich. Hierauf kehrte er sich zu jenen, welche, dieses harte Tagewerk ausdauernd, ihm bis hierher gefolgt waren, und sprach: „Ich danke Ihnen, meine Herren; gehen Sie im Frieden.“

Jeder verbeugte sich ehrfurchtsvoll, und der königliche Büsser stieg langsam die Stufen der Abtei hinauf, an die Brust klopfend. Kaum hatte Heinrich die Schwelle der Abtei überschritten, als die Thore hinter ihm geschlossen wurden. Der König war so tief in seine Betrachtungen versenkt, daß er diesen Umstand nicht zu bemerken schien, der übrigens, nach der von ihm verfügten Entlassung seines Gefolges, nichts Ausserordentliches an sich hatte.

„Wir wollen zuvörderst,“ sagte der Prior zum Könige, „Eure Majestät in die Gruft führen, die wir zu Ehren des Königes des Himmels und der Erde geschmückt haben, so gut wir es vermochten.“

Der König begnügte sich, durch eine beistimmende Geberde zu antworten, und ging hinter dem Prior. Aber sobald er die düstere Arcade, worin zwei Reihen von Mönchen unbeweglich standen, durchschritten, sobald er um die Ecke des Hofes gebogen hatte, die zur Kapelle führte, flogen zwanzig Capuzen in die Luft, und man sah im Halbdunkel vor Freude und Stolz des Triumphes funkelnde Augen wiederstrahlen. Gewiß waren dieß keine

Gesichter von faulen und hasenfüssigen Mönchen; der dichte Knebelbart, der von der Sonne verbrannte Teint, verriethen bei ihnen Kraft und Thätigkeit. In beträchtlicher Zahl entlarvten sie gefurchte und geschrammte Gesichter, und neben dem Stolzesten von Allen, neben dem Träger der merkwürdigsten und berühmtesten Schramme, erschien das triumphirende und exaltirte Antlitz einer in eine Kutte gehüllten Frauensperson. Diese Frauensperson schwenkte eine goldene Scheere, die an einer an ihrem Gürtel befestigten Kette hing, und rief aus: „Ah! meine Brüder, endlich ist der Valois in unsern Händen.“

„Meiner Treue, meine Schwester, ich bin Ihrer Meinung,“ antwortete der Geschrammte.

„Noch nicht, noch nicht,“ murmelte der Cardinal.

„Warum?“

„Ja; werden wir genug Bürgertruppen bekommen, um Crillon und seinen Gardisten Stand zu halten?“

„Wir bedürfen keiner Bürgertruppen,“ antwortete der Herzog von Mayenne, „und es wird, glauben Sie mir, kein einziger Musketenschuß gewechselt werden.“

„Lassen Sie hören,“ sagte die Herzogin von Montpensier, „wie verstehen Sie dieß? Ich hätte denn doch ein wenig Lärm gewünscht.“

„Wohlan, meine Schwester, ich sag's Ihnen mit Bedauern, Ihr Wunsch wird nicht erfüllt werden. Wenn der König wird gefangen seyn, wird er um Beistand rufen, aber Niemand auf sein Rufen antworten. Wir werden ihn dann, durch Ueberredung oder Gewalt, aber ohne uns sehen zu lassen, zur Unterzeichnung einer Abdankung bewegen. Alsogleich wird die Abdankung der

Stadt bekannt werden, und die Bürger und Soldaten zu unsern Gunsten stimmen."

„Der Plan ist gut, und kann jetzt nicht scheitern," erwiederte die Herzogin.

„Er ist etwas gewaltthätig," bemerkte der Cardinal von Guise, den Kopf schüttelnd.

„Der König wird sich weigern, die Abdankung zu unterzeichnen," fügte der Geschrammte bei; „er ist muthig, er wird lieber sterben."

„Dann sterbe er!" riefen Mayenne und die Herzogin aus.

„Nein," versetzte der Herzog von Guise fest, „nein! Ich will wohl einem Fürsten nachfolgen, der abdankt, und den man verachtet, aber ich will nicht einen ermordeten Mann ersetzen, den man bedauern wird. Uebrigens vergessen Sie bei Ihren Plänen den Herrn Herzog von Anjou, der, wenn der König getödtet ist, die Krone verlangen wird."

„Er mag sie verlangen, mordieu, er mag sie verlangen," sagte Mayenne; „unser Bruder da, der Cardinal, hat für diesen Fall gesorgt. Der Herr Herzog von Anjou wird in die Abdankungsurkunde seines Bruders mit eingeschlossen. Der Herr Herzog von Anjou hat mit den Hugenotten Verbindungen gehabt; er ist unwürdig, zu herrschen."

„Mit den Hugenotten? Wissen Sie dieß gewiß?"

„Pardieu, weil er mit Hülfe des Königs von Navarra entflohen ist."

„Gut."

„Ferner wird eine weitere Clausel zu Gunsten un-

sers Hauses aus der Clausel der Entthronung hervorgehen; diese Clausel wird Sie zum Lieutenant des Königreiches ernennen, mein Bruder, und von der Lieutenantsstelle zum Königthume ist nur ein Schritt."

„Ja, ja," sagte der Cardinal, „ich habe alles dieß vorhergesehen; aber es könnte geschehen, daß die französischen Gardisten, um sich zu versichern, daß die Abdankung wirklich, und vorzüglich, daß sie freiwillig war, den Eintritt in die Abtei mit Gewalt erzwängen. Crillon versteht keinen Spaß, und er wäre der Mann dazu, zum Könige zu sagen: „„Sire, es ist Gefahr des Lebens dabei, gut; aber vor Allem retten wir die Ehre!""

„Dieß ginge den General an," entgegnete Mayenne, „und der General hat seine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Wir haben hier, um die Belagerung auszuhalten, achtzig Edelleute, und an hundert Mönche hab' ich Waffen vertheilen lassen. Wir werden einen Monat lang gegen eine Armee Stand halten, abgesehen davon, daß wir im Falle des Unterliegens den unterirdischen Gang besitzen, um mit unserer Beute zu fliehen."

„Und was thut der Herzog von Anjou in diesem Momente?"

„Zur Stunde der Gefahr ist er schwach geworden, wie immer. Der Herzog von Anjou ist heimgekehrt, wo er ohne Zweifel, zwischen Bussy und Monsoreau, Nachrichten von uns erwartet."

„Ei, mein Gott! hier sollte er seyn, und nicht zu Hause."

„Ich glaube, daß Sie sich täuschen, mein Bruder," äußerte der Cardinal, „das Volk und der Adel hätten

diese Vereinigung der beiden Brüder für einen hinterlistigen Streich gegen die Familie gehalten. Wie wir so eben erst sagten, wir müssen vor Allem vermeiden, die Usurpatorrolle zu spielen. Wir erben, weiter nichts. Indem wir den Herzog von Anjou frei, die Königin-Mutter unabhängig lassen, werden wir von Allen gepriesen, und von unsern Anhängern bewundert, und Niemand wird uns auch nur ein Wort einwenden; wo nicht, werden wir Bussy, und hundert andere sehr gefährliche Degen wider uns haben."

„Pah! Bussy schlägt sich morgen mit den Lieblingen."

„Pardieu! er wird sie tödten; eine saubere Geschichte, und dann wird er sich uns anschließen," sagte der Herzog von Guise. „Ich ernenne ihn zum General einer Armee in Italien, wo ohne Zweifel der Krieg ausbrechen wird. Der Seigneur von Bussy ist ein ausgezeichneter Mann, den ich sehr schätze."

„Und ich, zum Beweise, daß ich ihn nicht minder schätze, als Sie, mein Bruder," erwiederte die Herzogin von Montpensier, „heirathe ihn, wenn ich Wittwe werde."

„Sie wollen ihn heirathen, meine Schwester!" rief Mayenne aus.

„Nun," antwortete die Herzogin, „es giebt vornehmere Damen, als ich, die mehr für ihn gethan haben, und er war damals nicht Armeegeneral."

„Gut, gut," sagte Mayenne, „wir werden alles dieß später sehen; jetzt an's Werk!"

„Wer ist bei dem Könige?" fragte der Herzog von Guise.

„Der Prior und Bruder Gorenflot, wie ich glaube,"

antwortete der Cardinal. „Er soll nur bekannte Gesichter sehen, sonst würde er gleich scheu werden.“

„Ja,“ sagte Mayenne, „verzehren wir die Früchte der Verschwörung, aber pflücken wir sie nicht.“

„Ist er schon in der Zelle?“ fragte Frau von Montpensier, die es nicht erwarten konnte, dem Könige die dritte Krone zu geben, welche sie ihm seit langer Zeit verhieß.

„O! nein; er wird zuerst den großen Ruhealtar der Gruft schauen, und dann die heiligen Reliquien anbeten.“

„Dann?“

„Dann wird der Prior einige Worte über die Eitelkeit der Güter dieser Welt an ihn richten, wornach der Bruder Gorenflot, Sie wissen, jener, der die herrliche Rede während der Soirée der Ligue hielt...“

„Ja; weiter?“

„... Der Bruder Gorenflot von seiner Ueberzeugung das zu erhalten suchen wird, was seiner Schwäche zu entreißen uns widerstrebt.“

„Wahrlich, auf diese Art wäre es unendlich besser,“ äußerte der Herzog nachsinnend.

„Pah! Heinrich ist abergläubisch und schwach geworden,“ versetzte Mayenne; „ich stehe gut dafür, daß er der Furcht vor der Hölle nachgeben wird.“

„Und ich bin weniger überzeugt, als Sie,“ äußerte der Herzog; „aber unsere Schiffe sind verbrannt, wir können nicht mehr zurück. Wenn der Versuch des Priors, die Rede Gorenflot's scheitern, werden wir das letzte Mittel versuchen, nämlich die Einschüchterung.“

„Und dann werde ich meinen Valois scheeren,“ rief

die Herzogin aus, immer auf ihren Lieblingsgedanken zurückkommend.

In diesem Augenblicke tönte eine Schelle unter den finstern Gewölben durch die ersten Schatten der Nacht.

„Der König steigt in die Gruft hinab," sagte der Herzog von Guise; „auf, Mayenne, rufen Sie Ihren Freunden, und werden wir wieder Mönche."

Alsogleich verhüllten Capuzen wieder kühne Stirnen, glühende Augen und sprechende Schrammen; dann schritten dreißig bis vierzig Mönche, von den drei Brüdern geführt, nach der Oeffnung der Gruft.

Zehntes Kapitel.

Chicot I.

Der König war von einer heiligen Betrachtung ergriffen, die den Projekten der Herren von Guise einen leichten Erfolg versprach. Er besuchte die Gruft mit der ganzen Klostergemeinde, küßte das Reliquienkästchen, und beendigte alle Ceremonien mit verdoppelten Schlägen an die Brust klopfend, und die kläglichsten Psalmen hermurmelnd. Der Prior begann hier seine Ermahnungen, die der König mit den nämlichen Zeichen inbrünstiger Zerknirschung anhörte. Endlich, auf ein Zeichen des Herzogs von Guise, verbeugte sich Joseph Foulon vor Heinrich, und sagte zu ihm: „Sire, möchten Sie jetzt nicht Ihre irdische Krone zu den Füßen des ewigen Gebieters niederlegen?"

„Gehen wir . . .“ antwortete der König einfach.

Und alsogleich begab sich die ganze Gemeinde, auf seinem Wege eine Gasse bildend, nach den Zellen, von denen man den Hauptcorridor links ein wenig sah. — Heinrich schien sehr ergriffen. Seine Hände hörten nicht auf, an seine Brust zu klopfen, der dicke Rosenkranz, den er lebhaft abrollte, klapperte auf den elfenbeinernen, an seinem Gürtel befestigten Todtenköpfen. Man erreichte endlich die Zelle: auf der Schwelle machte sich Gorenflot breit, mit illuminirtem Gesichte und wie Karfunkel glänzenden Augen.

„Hier?“ fragte der König.

„Gerade hier,“ antwortete der dicke Mönch.

Der König konnte mit Recht zaudern, weil man am Ende dieses Corridors eine Thüre, oder vielmehr ein geheimnißvolles Gitter sah, das in eine jähe Vertiefung führte, und dem Blicke nur dichte Finsterniß zeigte.

Heinrich trat in die Zelle. „Hic portus salutis?“ *) murmelte er mit seiner bewegten Stimme.

„Ja,“ antwortete Foulon, „hier ist der Hafen.“

„Verlassen Sie uns!“ sagte Gorenflot mit einer majestätischen Geberde.

Und alsogleich verschloß sich die Thüre; die Schritte der Anwesenden entfernten sich. Der König erblickte einen Schemel im Hintergrunde der Zelle, und setzte sich darauf, die beiden Hände auf den Knieen.

„Ah! bist Du da, Herodes, bist Du da, Heide, bist Du da, Nabuchodonosor,“ sagte Gorenflot ohne einen

*) „Ist hier der Hafen des Heiles?“ D. Ueb.

Uebergang, und seine quabbeligen Hände auf seine Hüften stemmend.

Der König schien erstaunt. „Sprechen Sie mit mir, mein Bruder?" fragte er.

„Ja, mit Dir spreche ich, und mit wem sonst? — Kann man eine Beschimpfung sagen, die Dir nicht gebührte?"

„Mein Bruder!" murmelte der König.

„Pah! Du hast hier keinen Bruder. Schon lange genug denke ich über eine Rede nach . . . Du wirst sie hören . . . Ich theile sie in drei Theile, wie jeder gute Prediger. Erstens bist Du ein Tyrann, zweitens bist Du ein Satyr, und endlich drittens bist Du entthront; das ist's, worüber ich mit Dir sprechen werde."

„Entthront, mein Bruder?" fragte der König barsch, im Dunkel versteckt.

„Nicht mehr und nicht weniger. Da geht's nicht, wie in Polen, und Du wirst nicht entfliehen."

„Ein Hinterhalt!"

„O! Valois, lerne, daß ein König nur ein Mensch ist, wenn er wieder Mensch ist."

„Gewaltthätigkeiten, mein Bruder!"

„Pardieu! glaubst Du, daß wir Dich einsperren, um Deiner zu schonen?"

„Sie treiben Mißbrauch mit der Religion, mein Bruder."

„Giebt es eine Religion?" rief Gorenflot aus.

„O!" sagte der König, „das heißt von solchen Dingen eine heilige Sprache führen!"

„Desto schlimmer, ich hab's gesagt.“

„Sie werden sich in die Verdammniß stürzen.“

„Stürzt man sich in Verdammniß!“

„Sie sprechen fluchend, mein Bruder.“

„Was da! Keine Capuzinaden! Bist Du bereit, Valois?“

„Wozu?“

„Deine Krone abzulegen; man hat mich beauftragt, Dich dazu aufzufordern. Ich fordere Dich dazu auf.“

„Sie begehen ja eine Todsünde.“

„O, o!“ versetzte Gorenflot mit einem cynischen Lächeln, „ich besitze Absolutionsrecht, und absolvire mich zum voraus; nun, verzichte, Bruder Valois!“

„Auf was?“

„Auf den Thron von Frankreich.“

„Lieber sterben!“

„Ei! aber Du wirst dann sterben. Sieh, da kommt der Prior zurück; entschließe Dich!“

„Ich habe meine Gardisten, meine Freunde; ich werde mich vertheidigen.“

„Möglich, aber man wird Dich zuvor tödten.“

„Laß mir wenigstens einen Augenblick, um nachzudenken.“

„Keinen Augenblick, keine Sekunde!“

„Ihr Eifer reißt Sie hin, mein Bruder,“ sagte der Prior.

Und er machte mit der Hand ein Zeichen, welches dem Könige sagen sollte: „Sire, Ihr Verlangen ist Ihnen gewährt.“

Und der Prior machte die Thüre wieder zu. Hein=

rich versank in tiefes Nachsinnen. „Nun," sagte er, „wir wollen dieses Opfer bringen."

Zehn Minuten waren verflossen, während Heinrich überlegte; man klopfte an den Schieber der Zelle. „Es ist geschehen," sagte Gorenflot, „er willigt ein."

Der König hörte ein Gemurmel der Freude und des Erstaunens um sich her im Corridor.

„Lesen Sie ihm die Urkunde vor," äußerte eine Stimme, welche den König beben machte, so zwar, daß er durch das Drahtgitter der Thüre schaute.

Und ein zusammengerolltes Pergament ging aus der Hand eines Mönches in jene von Gorenflot. Gorenflot las diese Urkunde dem Könige mühsam vor, dessen Schmerz groß war, und der die Stirne mit seinen Händen bedeckte. „Und wenn ich zu unterzeichnen mich weigere?" rief er lärmend aus.

„Dadurch würden Sie sich doppelt in's Verderben stürzen," versetzte der Herzog von Guise mit seiner durch die Capuze gedämpften Stimme. „Betrachten Sie sich als todt für die Welt, und zwingen Sie nicht Unterthanen, das Blut eines Mannes zu vergießen, der ihr König war."

„Man wird mich nicht bewältigen," erwiederte der König.

„Ich sah es vorher," murmelte der Herzog seiner Schwester zu, deren Stirne sich faltete, deren Augen von einem finsteren Vorhaben funkelten.

„Gehen Sie, mein Bruder," fügte er bei, zu Mayenne sich wendend, „lassen Sie Jedermann bewaffnen, und sich bereit halten."

„Wozu?“ fragte der König mit einem jämmerlichen Tone.

„Zu Allem!“ antwortete Joseph Foulon.

Die Verzweiflung des Königs verdoppelte sich.

„Corbleu!“ rief Gorenflot aus, „Ich haßte Dich, Valois, aber jetzt verachte ich Dich. Geh, unterzeichne, oder Du wirst nur von meiner Hand zu Grunde gehen.“

„Gedulden Sie sich, gedulden Sie sich,“ sagte der König, „damit ich dem höchsten Herrn mich empfehle, um von ihm die Resignation zu erhalten . . .“

„Er will noch nachdenken,“ rief Gorenflot.

„Man lasse ihm Zeit bis Mitternacht,“ äußerte der Cardinal.

„Ich danke, christlicher Barmherziger,“ versetzte der König, in einem heftigen Anfalle von Trostlosigkeit, „Gott vergelte es Dir!“

„Sein Verstand ist wirklich schwach geworden,“ sagte der Herzog von Guise, „wir leisten durch seine Enthronung Frankreich einen Dienst.“

„Gleichviel,“ entgegnete die Herzogin, „mag er auch schwach geworden seyn, ich werde doch das Vergnügen haben, ihn zu scheeren.“

Während dieses Gespräches überhäufte Gorenflot mit gekreuzten Armen Heinrich mit den heftigsten Schmähungen, und erzählte ihm alle seine Vergehen. Plötzlich erscholl ein dumpfes Getöse außerhalb des Klosters.

„Stille!“ rief der Herzog von Guise. Das tiefeste Schweigen trat ein. Man hörte bald die stark und in gleichen Zwischenräumen auf das hallende Thor der Ab-

tei geführten Schläge. Mayenne eilte so schnell herbei, als seine Wohlbeleibtheit es gestattete. „Meine Brüder,“ sagte er „ein Trupp von Gendarmen befindet sich vor dem Portale.“

„Man holt ihn,“ äußerte die Herzogin.

„Ein Grund mehr, daß er schnell unterzeichne,“ bemerkte der Cardinal.

„Unterzeichne, Valois, unterzeichne!“ rief Gorenflot mit einer Donnerstimme.

„Sie haben mir Frist bis Mitternacht gegeben,“ versetzte der König kläglich.

„O! Du freuest Dich, weil Du Beistand zu erhalten glaubst . . .“

„Allerdings, ich habe Hoffnung.“

„Zu sterben, wenn er nicht alsogleich unterzeichnet,“ erwiederte die schrillende und gebieterische Stimme der Herzogin.

Gorenflot faßte die Hand des Königs, und reichte ihm eine Feder. Das Getöse von Außen verdoppelte sich.

„Ein neuer Trupp!“ meldete ein herbeieilender Mönch; „er umringt den Vorplatz, und umzingelt ihn links.“

„Gehen wir!“ riefen Mayenne und die Herzogin ungeduldig.

Der König tauchte die Feder in die Dinte.

„Die Schweizer!“ schrie Foulon herbeirennend; „sie bemächtigen sich rechts des Kirchhofes; die ganze Abtei ist jetzt umzingelt.“

„Wohlan, wir werden uns vertheidigen,“ entgegnete Mayenne entschlossen; „bei einer Geißel wie diese, wird ein Platz nie auf Gnade und Ungnade erobert.“

Er hat unterzeichnet!" brüllte Gorenflot, Heinrich das Papier aus den Händen reißend, der erschöpft, seinen Kopf in seine Capuze vergrub, und die Capuze über seine beiden Augen zog.

„Dann sind wir König," sagte der Cardinal zum Herzoge; „trag schnell dieses kostbare Papier fort!"

In seinem Schmerzanfalle stieß der König die kleine Lampe um, die allein diese Scene erhellte; aber der Herzog von Guise war schon im Besitze des Pergamentes.

„Was ist zu thun? Was ist zu thun?" kam ein Mönch fragend, unter dessen Kutte man einen vollständigen gut gerüsteten Edelmann erblickte; „Crillon mit den französischen Gardisten ist da, und droht, die Thore zu zertrümmern. Horchen Sie! . . ."

„Im Namen des Königs!" rief Crillons gewaltige Stimme.

„Gut! es giebt keinen König mehr," erwiederte Gorenflot durch ein Fenster.

„Wer sagt das, Schuft?" fragte Crillon.

„Ich! Ich! Ich!" antwortete Gorenflot in der Finsterniß mit dem herausforderndsten Hochmuthe.

„Man suche diesen Schurken zu erspähen, und ihm einige Kugeln in den Bauch zu pflanzen," sagte Crillon.

Und als Gorenflot die Gardisten ihre Gewehre anschlagen sah, duckte er sich alsogleich, und sank mitten in der Zelle auf seinen Hintern nieder.

„Sprengen Sie das Thor ein, mein Crillon," sagte inmitten des allgemeinen Schweigens eine Stimme, die allen Mönchen unächten oder ächten, welche im Corridor warteten die Haare sträubte. Diese Stimme war jene

eines Mannes, der, aus den Reihen hervorgetreten, zu den Stufen der Abtei ging.

„Sehen Sie, Sire," versetzte Crillon, in das Hauptthor einen triumphirenden Axthieb führend: „die Mauern ächzten davon."

„Was will man?..." fragte der Prior, der ganz zitternd am Fenster erschien.

„Ah! Sie sind's, Messire Foulon," erwiederte die nämliche stolze und ruhige Stimme; „geben Sie mir meinen Narren zurück, der die Nacht in irgend einer Ihrer Zellen verlebt hat. Ich bedarf Chicot's; ich langweile mich im Louvre."

„Und ich ergötze mich köstlich, ja, mein Sohn," versetzte Chicot, von seiner Capuze sich losmachend, und durch die Möncheschaar drängend, die mit einem Schreckensgeheule auseinanderstob. In diesem Momente las der Herzog von Guise, der sich eine Lampe hatte bringen lassen, unten in der Urkunde die noch frische, mit so viel Mühe erwirkte Unterschrift: „**Chicot I.**"

„Ich Chicot I." rief er aus, „Höll' und Teufel!"

„Fort," sagte der Cardinal, „wir sind verloren, fliehen wir!"

„Ah! Pah!" äußerte Chicot dem fast ohnmächtigen Gorenflot Hiebe mit dem Stricke zutheilend, den er an seinem Gürtel trug „ah! pah!"

Eilftes Kapitel.

Die Interessen und das Kapital.

In dem Maße als der König gesprochen, in dem Maße, als die Verschworenen ihn erkannt hatten, war ihre Verblüffung in Schrecken übergegangen. Nach Unterzeichnung der Abdankung hatte Chicot I. den Schrecken in Wuth verwandelt. Chicot schlug seine Kutte auf seine Schultern zurück, kreuzte die Arme, und hielt, während Gorenflot hastig floh, regungslos und lächelnd den ersten Anprall aus.

Ein schrecklicher Moment mußte eintreten. Die Edelleute näherten sich wüthend dem Gascognier, fest entschlossen, sich wegen der grausamen Mystification zu rächen, deren Opfer sie waren. Aber dieser waffenlose Mann, die Brust nur mit seinen beiden Armen bedeckend, dieses Gesicht mit der spöttischen Miene, die so große Kraft herauszufordern schien, mit so großer Schwäche anzubinden, hielt sie vielleicht mehr ab, als die Vorstellungen des Cardinals, welcher ihnen bemerkte, daß Chicot's Tod nichts nützen, sondern im Gegentheile vom Könige, der mit seinem Narren in diesem schrecklichen Spasse in Verbindung stehe, furchtbar gerächt würde. Hieraus erfolgte, daß die Dolche und die Raufdegen sich vor Chicot senkten, der, entweder aus Ergebenheit, — er war ihrer fähig, — oder aus Erforschung ihres Gedankens, fortfuhr, ihnen in's Gesicht zu lachen.

Die Drohungen des Königes wurden inzwischen dringender, und Crillons Axthiebe ergiebiger. Offenbar konnte das Thor einem solchen Angriffe, den man sogar

nicht zurückzuschlagen versuchte, nicht lange widerstehen. Daher gab der Herzog von Guise nach einer kurzen Ueberlegung den Befehl zum Rückzuge. Dieser Befehl entlockte Chicot ein Lächeln. Während der mit Gorenflot in der Abgeschiedenheit zugebrachten Nächte, hatte er den unterirdischen Bau genau untersucht, die Ausgangsthüre gefunden, diese Thüre dem Könige bezeichnet, und dieser sie mit Tocquenot, Lieutenant der Schweizergardisten, besetzt. Unfehlbar mußten also die Liguisten, einer nach dem andern, in den Wolfsrachen stürzen. Der Cardinal machte sich zuerst davon, von etwa zwanzig Edelleuten gefolgt; dann sah Chicot den Herzog mit einer etwa gleichen Zahl von Mönchen vorübergehen, endlich Mayenne, dem seine Unbehülflichkeit im Laufen, wegen seines ungeheuern Bauches und seines dicken Oberleibes, auf eine ganz natürliche Weise die Sorge für den Rückzug verschafft hatte. Als zuletzt Herr von Mayenne an Gorenflot's Zelle vorüberging, und Chicot ihn mit seiner schwerfälligen Masse quabbeln sah, lächelte Chicot nicht mehr, er hielt sich die Seiten vor Lachen.

Zehn Minuten vergingen, während welcher Chicot lauschte, der immer den Lärm der in den unterirdischen Bau zurückgeworfenen Liguisten zu hören glaubte; aber zu seinem großen Erstaunen entfernte sich der Lärm immer mehr, anstatt sich ihm wieder zu nähern. Plötzlich tauchte ein Gedanke in dem Gascognier auf, welcher sein lautes Lachen in Zähneknirschen verwandelte. Die Zeit verstrich, die Liguisten kamen nicht zurück, die Liguisten hatten bemerkt, daß die Thüre bewacht sey, und einen andern Ausgang entdeckt. Chicot wollte zur Zelle hin-

ausstürzen, als plötzlich die Thüre derselben durch eine unförmliche Masse verlegt war, die sich zu seinen Füßen wälzte, und um den ganzen Kopf herum die Haare handvollweise sich ausraufte.

„Ah! ich Elender, der ich bin!“ rief der Mönch aus. „O! mein guter Seigneur Chicot, verzeihen Sie mir, verzeihen Sie mir!“

„Wie, Gorenflot, der zuerst fortgegangen war, kehrte allein zurück, da er doch schon sehr weit hätte seyn müssen?“ Dieß war ganz natürlich die Frage, welche sich Chicot aufdrängte.

„O! guter Herr Chicot, lieber Seigneur, zu Hülfe,“ fuhr Gorenflot zu heulen fort, „verzeihen Sie Ihrem unwürdigen Freunde, welcher bereuet, und zu Ihren Füßen ehrenwerthe Buße thut.“

„Aber warum bist Du nicht mit den andern Schlingeln entflohen?“ fragte Chicot.

„Weil ich da nicht durchkonnte, wo die Andern durchkamen, mein guter Seigneur, weil Gott in seinem Zorne mich mit Fettleibigkeit geschlagen hat. O, unglücklicher Bauch, o, elender Wanst,“ rief der Mönch, mit seinen beiden Fäusten auf den Theil klopfend, den er anredete. „Ah! warum bin ich nicht dünn, wie Sie, Herr Chicot! Wie schön, und vorzüglich welch' ein Glück ist es, dünn zu seyn!“

Chicot begriff die Wehklagen des Mönches durchaus nicht. „Die Andern können also irgendwo durch,“ rief Chicot mit einer Donnerstimme aus, „die Andern entfliehen also?“

„Pardieu!“ antwortete der Mönch, „was sollen sie

nach Ihrer Meinung thun? Den Strick erwarten? O, unglücklicher Bauch!"

„Stille!" sagte Chicot, „und antworte mir."

Gorenflot richtete sich auf seinen beiden Knieen auf. „Fragen Sie mich aus, Herr Chicot," versetzte er, „Sie haben allerdings das volle Recht dazu."

„Auf welche Weise retten sich die Uebrigen?"

„Durch eiliges Davonlaufen."

„Ich begreife; aber wo hinaus?"

„Durch das Kellerloch."

„Mordieu! durch welches Kellerloch?"

„Durch das Kellerloch, das in die Kirchhofgruft geht."

„Ist dieß der Weg, den Du den unterirdischen nennst? Antworte schnell."

„Nein, lieber Herr Chicot. Die Thüre des unterirdischen Ganges war von Außen besetzt. Der große Cardinal von Guise hat in dem Momente, da er sie öffnen wollte, einen Schweizer gehört, welcher sagte: „**Mich durstet**" *), was, wie es scheint, sagen will: Ich habe Durst."

„**Ventre de biche!**" rief Chicot aus, „ich weiß, was dieß sagen will; auf diese Art haben die Flüchtlinge einen andern Weg genommen."

„Ja, lieber Herr Chicot, sie flüchten sich durch die Kirchhofgruft."

„Welche führt —?"

„Von der einen Seite in die Klostergruft, von der andern unter das Thor Saint-Jacques."

*) Im Original in deutscher Sprache, und gerade so gedruckt. D. Ueb.

„Du lügst.“

„Ich, lieber Seigneur . . .“

„Wären sie durch die Kirchhofgruft entflohen, so hätte ich sie an der Zelle zurückkommen gesehen.“

„Gerade dieß ist es, lieber Herr Chicot; sie dachten, daß ihnen zu diesem großen Umwege keine Zeit bliebe, und sind durch das Kellerloch geschlüpft.“

„Welches Kellerloch?“

„Durch ein Kellerloch, welches in den Garten führt, und dazu dient, den Weg zu erhellen.“

„So daß . . .“

„So daß ich, der ich zu dick bin . . .“

„Nun denn?“

„Durchaus nicht passiren konnte, so, daß man mich bei den Füßen gezogen hat, da ich den Andern den Weg versperrte.“

„Aber,“ rief Chicot aus, mit einem plötzlich von sonderbarem Jubel verklärten Gesichte, „wenn Du nicht passiren konntest . . .“

„Nein, und ich machte doch große Anstrengungen; sehen Sie meine Schultern, sehen Sie meine Brust!“

„Dann wird er, welcher noch dicker ist, als Du . . .“

„Wer er?“

„Ja, mein Gott,“ fuhr Chicot fort, „wenn Du mir in dieser Angelegenheit Dienste leistest, verspreche ich Dir eine prächtige Wachskerze . . . dann wird er sohin eben so wenig durchschlüpfen können.“

„Herr Chicot.“

„Steh auf, Mönch!“

Der Mönch erhob sich so schnell er konnte.

„Gut, nun führe mich zum Kellerloche."

„Wohin Sie wollen, mein lieber Seigneur."

„Geh voran, Unglücklicher, geh!"

Gorenflot begann so schnell als möglich zu traben, indem er bisweilen die Hände zum Himmel erhob, in dem Gange, den er eingeschlagen, durch Strickhiebe erhalten, die ihm Chicot spendete. Beide durchschritten den Corridor, und begaben sich in den Garten hinab.

„Hier durch," sagte Gorenflot, „hier durch."

„Schweig und geh, Schlingel!"

Gorenflot machte eine letzte Anstrengung, und erreichte eine Baumgruppe, aus welcher Klagen zu kommen schienen. „Hier," sagte er, „hier." Und athemlos sank er mit dem Hintern auf das Gras. Chicot that drei Schritte vorwärts, und gewahrte etwas, was sich dem Boden gleich hin und her bewegte. Neben diesem Etwas, welches dem Hintertheile des Thieres glich, das Diogenes einen Hahn mit zwei Füßen und ohne Federn nannte, lagen ein Degen und eine Kutte. Offenbar hatte das Individuum, welches sich in so unglücklicher Gefangenschaft befand, nach und nach alle Gegenstände abgelegt, die es dick machen konnten, so zwar, daß es für den Moment, ohne seinen Degen, in seiner Kutte steckend, auf seinen einfachesten Umfang beschränkt war. Und dennoch machte es, wie Gorenflot, vergebliche Anstrengungen, um ganz zu verschwinden.

„Mordieu! Ventrebleu! Sangdieu!" schrie der Flüchtling mit beklommener Stimme. „Ich wollte lieber mitten durch die ganze Garde ziehen. O weh! ziehen Sie nicht so stark, meine Freunde; ich werde ganz sachte

schlüpfen; ich fühle, daß ich vorrücke, nicht schnell, aber ich rücke doch vor."

„**Ventre de biche**! Herr von Mayenne," murmelte Chicot in Ekstase. „Mein guter Gott und Herr, Du hast Deine Kerze gewonnen."

„Nicht umsonst hab' ich den Beinamen Herkules erhalten," fuhr die beklommene Stimme fort; „ich werde diesen Stein aufheben. He!" Und er machte eine so gewaltige Anstrengung, daß der Stein wirklich zitterte.

„Warte!" sagte Chicot ganz leise, „warte!" Und er stampfte mit den Füßen wie Einer, der mit großem Lärme herbeieilt.

„Sie kommen!" sagten mehrere Stimmen im unterirdischen Gange.

„Ah!" sagte Chicot, wie ganz athemlos ankommend, „ah! Du also bist es, elender Mönch!"

„Sagen Sie nichts, Monseigneur," murmelten die Stimmen, „er hält Sie für Gorenflot."

„Ah! Du also bist es, schwerfälliger Klumpen, **pondus immobile** *), da, ah! Du also bist es, **indigesta moles** **), da!"

Und bei jedem Zurufe ließ Chicot, endlich am Ziele seiner so ersehnten Rache angekommen, mit dem ganzen Schwunge seines Armes auf die sich ihm darbietenden fleischigen Theile den Strick sausen, womit er bereits Gorenflot gegeißelt hatte.

„Stille!" sagten immer die Stimmen, „er hält Sie für den Mönch."

---

*) Unbewegliche Last; **) unverarbeiteter Klumpen.
D. Ueb.

Wirklich stieß Mayenne nur erstickte Klagen aus, immer mit verdoppelten Anstrengungen, um den Stein aufzuheben.

„Ah, Verschwörer!“ fuhr Chicot fort, „ah, nichtswürdiger Mönch; da, das ist für die Trunkenheit; da, das ist für die Trägheit; da, das ist für den Zorn; da, das ist für die Unzucht; da, das ist für die Gefräßigkeit. Ich bedauere, daß es nur sieben Todsünden giebt; da, da, da, das ist für die Laster, die Du hast.“

„Herr Chicot,“ flehte Gorenflot schweißbedeckt, „Herr Chicot, haben Sie Erbarmen mit mir!“

„Ah! Verräther,“ fuhr Chicot fort, immer noch zuschlagend, „da, das ist für Deine Verrätherei.“

„Gnade!“ murmelte Gorenflot, indem er alle Schläge zu spüren glaubte, die auf Mayenne fielen, „Gnade! lieber Herr Chicot!“

Aber anstatt aufzuhören, berauschte er sich mit seiner Rache, und verdoppelte die Schläge. So viel Selbstbeherrschung Mayenne auch besaß, so konnte er doch seine Seufzer nicht verhalten.

„Ah!“ rief Chicot, „warum beliebt es Gott nicht, an die Stelle Deines gemeinen Leibes, Deines bürgerlichen Balges, die mächtigen und erlauchten Schulterblätter des Herzogs von Mayenne zu setzen, dem ich einen ganzen Schwarm von Stockschlägen schulde, deren Interessen seit sieben Jahren laufen! . . . Da, da, da!“

Gorenflot stieß einen Seufzer aus, und sank zu Boden. „Chicot!“ schrie der Herzog aus vollem Halse.

„Ja, ich selbst, ja, Chicot, ein unwürdiger Diener des Königs, Chicot, schwachen Armes, der bei dieser

Gelegenheit die hundert Arme von Briareus zu haben wünschte." Und Chicot, immer exaltirter, wiederholte die Strickhiebe mit einer solchen Wuth, daß der Missethäter, alle seine Kräfte zusammenraffend, den Stein in einem Paroxismus des Schmerzes aufhob, und mit zerfleischten Seiten, blutenden Hüften, in die Arme seiner Feinde stürzte. Chicots letzter Schlag traf in die Luft. Dann kehrte sich Chicot um: der ächte Gorenflot war in Ohnmacht gefallen, wenn nicht aus Schmerz, wenigstens aus Schrecken.

Zwölftes Kapitel.

Was in der Gegend der Bastille geschah, während Chicot in der Abtei Sainte-Geneviève seine Schulden bezahlte.

Es war eilf Uhr Nachts; der Herzog von Anjou wartete ungeduldig im Cabinete, wohin er sich in Folge der Schwäche zurückgezogen hatte, von welcher er in der Straße Saint-Jacques war befallen worden, als ein Bote des Herzogs von Guise kam, der ihm die Abdankung seines Bruders, des Königs, meldete. Er ging vom Fenster zur Thüre des Cabinetes, und von der Thüre des Cabinetes zu den Fenstern des Vorzimmers auf und ab, auf die große Uhr schauend, deren Secunden in ihrem Gehäuse von vergoldetem Holze tönten. Plötzlich hörte er ein Pferd, das im Hofe stolzirte; er glaubte, dieses Pferd könnte jenes seines Boten seyn,

und eilte zu seinem Balcone, auf den er sich lehnte; aber dieses Pferd, von einem Stallwärter am Zügel gehalten, harrete seines Herrn. Der Herr kam aus den unteren Gemächern: Bussy war's, Bussy, der in seiner Eigenschaft als Capitain der Gardisten erschien, um das Losungswort für die Nacht zu geben, bevor er sich zu seinem Rendez-vous verfügte. Der Herzog, diesen schönen und braven jungen Mann erblickend, über den er sich nie zu beklagen hatte, empfand einen Augenblick Gewissensbisse; aber je mehr er ihn der Fackel sich nähern sah, die der Diener trug, desto mehr wurde sein Gesicht erhellt, und der Herzog las so viel Freude, Hoffnung und Glück in diesem Gesichte, daß seine ganze Eifersucht ihn wieder erfaßte. Bussy jedoch, unkundig, daß der Herzog ihn betrachtete; und die verschiedenen, in seinem Gesichte ausgeprägten Gemüthsbewegungen belauerte, schlang nach gegebenem Losungsworte den Mantel um seine Schultern, schwang sich in den Sattel, setzte dem Pferde die beiden Sporen ein, und sprengte unter dem hallenden Gewölbe donnernd von dannen. Einen Augenblick noch hatte der Herzog, besorgt, Niemand kommen zu sehen, den Gedanken, ihm nacheilen zu lassen; denn er vermuthete wohl, daß Bussy, bevor er sich nach der Bastille begäbe, in seinem Hôtel anhalten würde; aber er stellte sich den jungen Mann vor, wie er mit Dianen über seine verschmähte Liebe lachte, und ihn, den Prinzen, auf die gleiche Linie mit dem verschmähten Gatten stellte, und auch dießmals gewann sein böser Instinkt die Oberhand über den guten. Bussy hatte fortreitend vor Glück gelächelt; dieses Lächeln

war eine Beschimpfung des Prinzen; er ließ ihn ziehen; wäre sein Blick betrübt, seine Stirne düster gewesen, er würde ihn vielleicht zurückgehalten haben. Kaum jedoch war Bussy außerhalb des Hôtels Anjou, als er seine Eile mäßigte, wie aus Furcht vor dem Lärme seines eigenen Rittes, und in seinem Hôtel ankommend, wie es der Herzog vorhergesehen, übergab er sein Pferd den Händen eines Stallwärters, der einen ihm von Remy ertheilten Roßarzneikunstunterricht ehrerbietig anhörte.

„Ah! ah!“ sagte Bussy, den jungen Doctor erblickend, „Du bist's, Remy.“

„Ja, Monseigneur, in Person.“

„Und noch nicht zu Bette?“

„Es fehlen zehn Minuten dazu, Monseigneur; ich ging nach Hause; oder vielmehr in Ihr Haus; wahrhaftig, seitdem ich meinen Verwundeten nicht mehr habe, dünkt es mir, daß die Tage achtundvierzig Stunden lang sind.“

„Solltest Du etwa Langweile haben?“ fragte Bussy.

„Ich befürchte es.“

„Und die Liebe?“

„Ah! ich sagte es Ihnen oft, der Liebe mißtraue ich und im Allgemeinen mache ich in Bezug auf sie nur nützliche Studien.“

„Gertraud ist also verlassen?“

„Vollkommen.“

„Du bist sohin überdrüssig?“

„Geschlagen zu werden: auf solche Art gab sich die Liebe meiner Amazone kund, die übrigens ein braves Mädchen ist.“

„Und sagt Dir heute Abend Dein Herz nichts ihretwegen?"

„Warum heute Abend, Monseigneur?"

„Weil ich Dich mitgenommen hätte."

„Zur Bastille?"

„Ja."

„Sie gehen hin?"

„Gewiß."

„Und Monsoreau?"

„Ist in Compiegne, mein Lieber, wo er für Seine Majestät eine Jagd vorbereitet."

„Wissen Sie es gewiß, Monseigneur?"

„Der Befehl ist ihm diesen Morgen öffentlich gegeben worden."

„Ah!" Remy sann einen Augenblick nach. „Dann?" fragte er nach einer Pause.

„Dann hab' ich den Tag dazu verwendet, Gott für das Glück zu danken, das er mir für diese Nacht sendete, und ich werde die Nacht dazu verwenden, dieses Glück zu genießen."

„Gut. Jourdain, meinen Degen," sagte Remy.

Der Stallwärter verschwand im Innern des Hauses.

„Du hast also Deine Meinung geändert?" fragte Bussy."

„Worin?"

„Darin, daß Du Deinen Degen nimmst."

„Ja, ich begleite Sie bis zur Thüre, und zwar aus zwei Gründen."

„Aus welchen?"

„Erstens aus Furcht, Sie möchten auf den Strassen irgend ein böses Zusammentreffen finden."

Bussy lächelte.

„Ei, mein Gott, ja, lachen Sie nur, Monseigneur. Ich weiß wohl, daß Sie böse Begegnungen nicht fürchten, und daß der Doctor Remy ein armseliger Begleiter ist; aber zwei Männer greift man nicht so leicht an, als einen. Der zweite Grund ist, weil ich Ihnen eine Menge von guten Rathschlägen zu geben habe.“

„Komm, mein lieber Remy, komm. Wir werden uns von ihr unterhalten, und nach dem Vergnügen, die Dame zu sehen, die man liebt, kenne ich kein größeres, als davon zu sprechen.“

„Es giebt sogar Leute,“ versetzte Remy, „die das Vergnügen, davon zu sprechen, jenem, sie zu sehen, vorziehen.“

„Mir scheint das Wetter jedoch sehr ungewiß,“ bemerkte Bussy.

„Ein Grund mehr; der Himmel ist bald düster, bald hell. Ich liebe die Abwechslung. — Ich danke, Jourdain,“ fügte er bei, zu dem Stallwärter gewendet, der ihm seinen Raufdegen brachte, dann, sich zum Grafen kehrend: „Ich stehe Ihnen zu Befehl, Monseigneur, gehen wir.“

Bussy nahm den Arm des jungen Doctors, und Beide machten sich auf den Weg nach der Bastille. Remy hatte zum Grafen gesagt, daß er ihm eine Menge von guten Rathschlägen zu geben habe, und in der That waren sie kaum unter Weges, als der Doctor tausend gewaltige Citationen aus dem Lateinischen vorzubringen begann, um Bussy zu beweisen, daß er Unrecht thue, diesen Abend Dianen einen Besuch zu machen, anstatt

ruhig in seinem Bette zu bleiben, da gewöhnlich ein Mann, der nicht geschlafen hat, nicht gut sich schlägt; dann ging er von den Kernsprüchen der Fakultät zu den Mythen der Fabel über, und erzählte galant, daß Venus Mars zu entwaffnen pflegte.

Bussy lächelte; Remy beharrte.

„Siehst Du, Remy," sagte der Graf, „wenn mein Arm einen Degen hält, schmiegt er sich dergestalt an diesen, daß die Fibern des Fleisches die Stärke und Geschmeidigkeit des Stahles annehmen, während seinerseits der Stahl wie ein lebendiges Fleisch sich zu beseelen und zu erwärmen scheint. Von diesem Momente an ist mein Degen ein Arm, und mein Arm ist ein Degen; von da an, verstehst Du? handelt es sich weder mehr um Kräfte noch um Stimmung. Eine Klinge ermüdet nicht.

„Nein, aber sie stumpft sich ab."

„Befürchte nichts!"

„Ah! mein lieber Seigneur," fuhr Remy fort, „man muß bedenken, daß es sich, sehen Sie, darum handelt, morgen einen Kampf zu bestehen, wie jener des Herkules mit Antäus, des Theseus mit dem Minotaurus, wie jener der Dreißig, wie jener Bayard's, etwas Homerisches, Riesenhaftes, Unmögliches: es handelt sich darum, daß man in der Zukunft sage: Bussy's Kampf war ein vorzugsweiser Kampf, und, sehen Sie, ich will nicht, daß man Ihnen in diesem Kampfe auch nur die Haut ritze."

„Sey unbesorgt, mein guter Remy, Du wirst Wunder sehen; ich habe heute vier Schlägern vier Degen in die Hände gegeben, und in Zeit von acht Minuten konnten sie mich nicht ein einzigesmal berühren, während ich

ihnen ihre Wämser zerfetzt habe. Ich sprang wie ein Tiger."

„Ich stelle es nicht in Abrede, mein Gebieter; werden aber Ihre Kniekehlen morgen seyn, wie sie heute sind?"

Hier knüpften Bussy und sein Wundarzt ein lateinisches Gespräch an, das häufig von ihrem lauten Gelächter unterbrochen wurde. So gelangten sie an das Ende der großen Straße Saint-Antoine. „Adieu," sagte Bussy, „wir sind angekommen."

„Wie wär's, wenn ich auf Sie wartete?" fragte Remy.

„Wozu?"

„Um Gewißheit zu erhalten, daß Sie vor zwei Stunden wieder heimgekehrt sind, und vor Ihrem Duelle wenigstens fünf bis sechs Stunden guten Schlafes haben werden."

„Wenn ich Dir mein Wort gebe?"

„O, dann wird es mir genügen! Alle Wetter, wer möchte an Bussy's Wort zweifeln!"

„Nun denn, Du hast es. In zwei Stunden, Remy, werde ich im Hôtel seyn."

„Meinetwegen. Adieu, Monseigneur!"

„Adieu, Remy!"

Die beiden jungen Leute trennten sich; aber Remy ging nicht von dannen; er sah den Grafen sich dem Hause nähern, und da Monsoreau's Abwesenheit ihm alle Sicherheit gewährte, durch die Thüre eintreten, welche ihm Gertraud öffnete, und nicht durch das Fenster steigen. Dann machte er sich philosophisch durch die öden Strassen auf den Weg nach dem Hôtel Bussy. Da er von

dem Platze Beaudoyer ausmündete, sah er fünf Männer auf sich zukommen, die in Mäntel gehüllt, und, dem Anscheine nach, unter diesen Mänteln vollkommen bewaffnet waren. Fünf Männer zu dieser Stunde . . . dieß war ein Ereigniß; er zog sich hinter die Ecke eines Hauses zurück. Auf zehn Schritte von ihm angekommen, blieben diese fünf Männer stehen, und nach einem herzlichen „Gute Nacht!“ zogen vier auf zwei verschiedenen Wegen fort, während der Fünfte bewegungslos und nachdenkend auf seinem Platze blieb. In diesem Momente trat der Mond aus einer Wolke hervor, und erhellte mit einem seiner Strahlen das Antlitz des Nachtschwärmers. „Herr von Saint-Luc!“ rief Remy aus.

Saint-Luc hob den Kopf empor, als er seinen Namen rufen hörte, und sah einen Mann auf sich zukommen. „Remy!“ rief nun er aus.

„Remy in Person, und ich fühle mich glücklich, nicht zu sagen: zu Ihren Diensten! da Sie sich, wie mir dünkt, vortrefflich befinden. Ist's eine Unbescheidenheit, Sie zu fragen, was Eure Herrlichkeit zu dieser Stunde so ferne vom Louvre thun?“

„Meiner Treue, mein Lieber, ich besehe, auf Befehl des Königs, die Physiognomie der Stadt. Er hat gesagt: „Saint-Luc, geh in den Strassen von Paris spazieren, und wenn Du etwa sagen hörest, daß ich abgedankt habe, so antworte kühn, es sey nicht wahr.“

„Und haben Sie so etwas sprechen hören?“

„Niemand hat ein Wort geäußert. Nun aber, da es Mitternacht, und Alles ruhig ist, und ich nur dem

Herrn von Monsoreau begegnet bin, hab' ich meine Freunde entlassen, und wollte heimkehren, als Du mich nachsinnend trafest."

„Wie? Dem Herrn von Monsoreau?"

„Ja."

„Sie sind dem Herrn von Monsoreau begegnet?"

„Mit einem Truppe bewaffneter Männer, wenigstens zehn bis zwölf."

„Dem Herrn von Monsoreau! Unmöglich!"

„Warum unmöglich?"

„Weil er in Compiegne seyn muß."

„Er sollte dort seyn, aber er ist nicht dort."

„Aber der Befehl des Königs?"

„Pah! Wer gehorcht dem Könige?"

„Sie sind dem Herrn von Monsoreau mit zehn bis zwölf Männern begegnet?"

„Gewiß."

„Hat er Sie erkannt?"

„Ich glaube."

„Ihrer waren nur fünf?"

„Meine vier Freunde und ich, mehr nicht."

„Und er hat Sie nicht angegriffen?"

„Im Gegentheile, er ist mir ausgewichen, worüber ich erstaune; als ich ihn erkannte, machte ich auf eine schreckliche Schlacht mich gefaßt."

„In welcher Richtung ging er fort?"

„In der Richtung nach der Straße de la Tixeranderie."

„Ah! mein Gott!" rief Remy aus.

„Was giebt's?" fragte Saint-Luc, von dem Tone des jungen Mannes erschreckt.

„Herr von Saint-Luc, ohne Zweifel wird ein großes Unglück sich ereignen.“

„Ein großes Unglück! Wem?“

„Dem Herrn von Bussy.“

„Bussy! Mordieu! Sprechen Sie, Remy; ich gehöre zu seinen Freunden, Sie wissen es.“

„Welches Unglück! Herr von Bussy glaubte, er sey in Compiegne.“

„Nun denn?“

„Nun denn, er glaubte, diese Abwesenheit benützen zu können . . . .“

„So, daß er ist . . . ?“

„Bei Madame Diane.“

„Ah!“ versetzte Saint-Luc, „dieß verwirrt sich.“

„Ja, begreifen Sie,“ sagte Remy, „er wird Verdacht geschöpft, oder man ihm denselben beigebracht, und er sich nur gestellt haben, abzureisen, um unverhofft zurückzukehren.“

„Warten Sie doch!“ erwiederte Saint-Luc, sich an die Stirne schlagend.

„Haben Sie eine Idee?“ fragte Remy.

„Der Herzog von Anjou steckt dahinter.“

„Aber der Herzog von Anjou hat diesen Morgen die Abreise des Herrn von Monsoreau veranlaßt.“

„Ein Grund mehr. Haben Sie eine gute Lunge, mein wackerer Remy?“

„Corbleu! Wie ein Hammerwerksblasebalg.“

„In diesem Falle lassen Sie uns laufen, lassen Sie uns laufen, ohne einen Augenblick zu verlieren, kennen Sie das Haus?“

„Ja."

„Dann eilen Sie voran."

Und die beiden jungen Leute begannen einen Lauf, der verfolgten Dammhirschen Ehre gemacht hätte.

„Hat er einen großen Vorsprung vor uns?" fragte Remy laufend.

„Wer? Monsoreau?"

„Ja."

„Etwa eine Viertelstunde," erwiederte Saint-Luc, über einen Steinhaufen von fünf Fuß Höhe setzend.

„Wenn wir nur rechtzeitig ankommen," sagte Remy, seinen Degen ziehend, um auf jedes Ereigniß gefaßt zu seyn.

Dreizehntes Kapitel.

Der Meuchelmord.

Bussy, ohne Besorgniß und ohne Unschlüssigkeit, war von Dianen, die der Abwesenheit ihres Gatten gewiß zu seyn glaubte, ohne Furcht empfangen worden. Nie war die junge Frau so fröhlich gewesen, nie Bussy so glücklich; in einem gewissen Momente, dessen ganze Wichtigkeit die Seele, oder vielmehr der Erhaltungsinstinkt fühlt, vereiniget der Mensch seine moralischen Fähigkeiten mit allem dem, was seine Sinne an physischen Hülfsmitteln bieten können; er concentrirt und vervielfacht sich. Er saugt aus allen seinen Kräften das Leben ein, das ihm von einem Augenblicke zum andern entschwinden könnte, ohne zu errathen, durch welche Catastrophe es ihm zu entschwinden vermöchte. Diane, von den Besorgnissen

hinsichtlich des folgenden drohenden Tages erschüttert, um so mehr erschüttert, da sie ihre Gemüthsbewegung zu verbergen suchte, schien zärtlicher, weil die Traurigkeit, in die Tiefe jeder Liebe sinkend, dieser Liebe jenen süßen poetischen Duft verleiht, der ihr fehlte; die wahre Liebe ist nicht leichtfertig, und das Auge einer aufrichtig liebenden Dame, ist öfter feucht als glänzend. Daher begann sie auch damit, dem verliebten jungen Manne Einhalt zu thun. Was sie ihm an diesem Abende zu sagen hatte, war, daß sein Leben ihr Leben sey; was sie mit ihm besprechen mußte, waren die sichersten Fluchtmittel. Denn mit dem Siege war's nicht abgethan; nach dem Siege mußte man den Zorn des Königes fliehen; denn nie würde Heinrich, aller Wahrscheinlichkeit nach, dem Sieger die Niederlage oder den Tod seiner Lieblinge verzeihen. „Und dann," fragte Diane, den Arm um Bussy's Hals geschlungen, und mit den Augen das Antlitz ihres Geliebten verschlingend, „bist Du nicht der tapferste Edelmann Frankreichs? Warum solltest Du die Vermehrung Deines Ruhmes zu einem Ehrenpunkte machen? Du bist den übrigen Menschen schon so überlegen, daß es von Dir nicht großmüthig wäre, Dich noch größer machen zu wollen. Du willst nicht andern Damen gefallen, denn Du liebst mich, und würdest befürchten, mich auf immer in's Verderben zu stürzen, nicht wahr, Ludwig? Ludwig, vertheidige Dein Leben. Ich sage nicht zu Dir: denk an den Tod, denn es dünkt mir, daß auf der Welt kein Mann lebt, groß, stark, mächtig genug, um meinen Ludwig anders als durch Verrath zu tödten. Aber denke an die Wunden; man kann verwundet werden, Du weißt

es wohl; denn einer von diesen nämlichen Männern erhaltenen Wunde verdank' ich es, Dich zu kennen."

„Sey unbesorgt," erwiederte Bussy lachend, „ich werde das Gesicht behüten, ich will nicht entstellt werden."

„O! behüte Deine ganze Person. Sie sey Dir heilig, mein Bussy, wie wenn Du Ich wärest. Denke an den Schmerz, welchen Du empfändest, wenn Du mich verwundet und blutend zurückkommen sähest; wohlan, den nämlichen Schmerz, den Du fühlen würdest, ich empfände ihn, Dein Blut sehend. Sei vorsichtig, mein allzumuthiger Löwe, dieß ist Alles, was ich Dir anempfehle. Mach es, wie jener Römer, dessen Geschichte Du mir einst vorlasest, um mich zu beruhigen. O! ahme ihm ja nach! Laß die drei Freunde ihren Kampf bestehen; komm dem Bedrohtesten zu Hülfe. Doch, wenn zwei Männer, wenn drei Männer Dich zugleich angreifen, dann fliehe; Du wirst Dich umwenden, wie jener Horatier, und einen nach dem andern in Zwischenräumen tödten."

„Ja, meine liebe Diane," sagte Bussy.

„O! Du antwortest mir, ohne mich zu hören, Ludwig; Du schauest mich an und hörest mich nicht."

„Ja; aber ich sehe Dich, und Du bist so schön!"

„Mein Gott! nicht um meine Schönheit handelt es sich in diesem Augenblicke; es handelt sich um Dich, um Dein Leben, um unser Leben; sieh, es ist recht gräßlich, was ich Dir sagen werde, aber ich will, daß Du es wissest, es wird Dich nicht stärker, aber vorsichtiger machen. Nun denn, ich werde den Muth haben, dieses Duell zu sehen!"

„Du?"

„Ich werde demselben beiwohnen."

„Wie so? Unmöglich, Diane!"

„Nein! Höre: in dem Zimmer neben an ist ein Fenster, Du weißt es, welches die Aussicht auf einen kleinen Hof hat, und von dem aus man quer die Einfriedung des Tournellesplatzes sieht."

„Ja, ich erinnere mich an dieses Fenster in einer Höhe von etwa zwanzig Fuß, welches ein eisernes Gitter überraget, auf dessen Spitzen ich neulich Brod fallen ließ, das die Vögel wegpickten."

„Von dort aus, begreifst Du, Bussy? werde ich Dich sehen. Stelle Dich ja so, daß ich Dich sehe; Du wirst erfahren, daß ich da bin, Du wirst mich sehen können. Doch nein, ich Unsinnige! schaue mich nicht an, denn Dein Feind könnte Deine Zerstreuung benützen."

„Und mich tödten, nicht wahr, während meine Augen auf Dich gerichtet blieben. Wenn ich verurtheilt, und die Wahl des Todes mir überlassen wäre, Diane, so würde ich diese Art zu sterben wählen."

„Ja, aber Du bist nicht verurtheilt, es handelt sich auch nicht um den Tod, sondern vielmehr darum, zu leben."

„Und ich werde leben, sey unbesorgt; übrigens bin ich gut unterstützt, glaube mir; Du kennst meine Freunde nicht, aber ich kenne sie: Antraguet handhabt den Degen, wie ich. Ribérac ist kaltblütig auf dem Kampfplatze, und scheint nichts Lebendiges zu haben, als die Augen, mit denen er seinen Gegner verschlingt, und den Arm, womit er ihn trifft; Livarot glänzt durch die Behendig-

keit eines Tigers. Die Partie ist schön, glaube mir, Diane, zu schön. Ich wünschte, von einer größeren Gefahr bedroht zu seyn, um mir mehr Verdienste zu sammeln."

„Wohlan, ich glaube Dir, lieber Freund, — und ich lächle, denn ich hoffe; doch höre mich, und versprich, mir zu gehorchen."

„Ja, woferne Du mir nicht befiehlst, Dich zu verlassen."

„Nun denn, gerade dieß, ich berufe mich deßhalb auf Deine Vernunft."

„Dann hättest Du mich nicht verrückt machen sollen."

„Keine **concetti**, *) mein schöner Edelmann, sondern Gehorsam; gehorchend beweiset man seine Liebe."

„Befiehl also!"

„Lieber Freund, Deine Augen sind müde; Du brauchst eine gute Nacht; verlaß mich!"

„O! jetzt schon!"

„Ich will mein Gebet verrichten, und Du wirst mich umarmen."

„Ei, zu Dir sollte man beten, wie man zu den Engeln betet."

„Und glaubst Du denn, daß die Engel nicht zu Gott beten?" fragte Diane niederkniend. Und aus der Tiefe des Herzens, mit Blicken, die, durch die Decke dringend, Gott hinter dem Azurdome des Himmels zu suchen schienen, flehte sie: „Gott, wenn Du willst, daß Deine Magd glücklich lebe und nicht vor Verzweiflung sterbe,

---

*) Flitterwitz. D. Ueb.

beschütze denjenigen, den Du auf meinen Weg geführt hast, damit ich ihn liebe, und nur ihn liebe."

Sie vollendete diese Worte. Bussy bückte sich, um sie mit seinem Arme zu umschlingen, und ihr Antlitz zur Höhe seiner Lippen zu bringen, als plötzlich eine Fensterscheibe in Scherben flog, dann das Fenster selbst in Stücke, und drei bewaffnete Männer auf dem Balcone erschienen, während der Vierte über das Geländer stieg. Dieser trug eine Maske vor dem Gesichte, und hielt in der linken Hand eine Pistole, und in der rechten einen blossen Degen. Bussy blieb einen Augenblick unbeweglich, und durch den furchtbaren Schrei zu Eis erstarrt, welchen Diane ausstieß, indem sie an seinen Hals stürzte. Der Mann mit der Maske gab ein Zeichen, und seine drei Gefährten näherten sich um einen Schritt; einer von diesen Männern war mit einer Büchse bewaffnet. Mit der nämlichen Bewegung schob Bussy mit der linken Hand Diane zur Seite, während er mit der rechten seinen Degen zog. Dann sich zusammenraffend, senkte er ihn langsam, ohne seine Gegner aus den Augen zu verlieren. „Vorwärts, vorwärts, meine Braven," sagte eine Grabesstimme, die unter der Sammetmaske hervorkam, „er ist halb todt, die Furcht hat ihn getödtet."

„Du täuschest Dich," versetzte Bussy, „ich fürchte mich nie."

Diane machte eine Bewegung, um sich ihm zu nähern. „Bleiben Sie weg, Diane," sagte er mit Festigkeit.

Aber Diane, anstatt zu gehorchen, stürzte zum zweitenmale an seinen Hals.

„Sie machen, daß man mich tödten wird, Madame," äußerte er.

Diane entfernte sich, wodurch er ganz ungedeckt stand. Sie sah ein, daß sie ihrem Geliebten nur auf eine einzige Art zu Hülfe kommen könnte: durch leidendes Gehorchen.

„Ah! Ah!" sagte die düstere Stimme, — „wirklich ist's Herr von Bussy; — ich wollte es nicht glauben, ich Dummkopf, der ich bin. Wahrhaftig, welch' ein Freund, welch' ein guter und vortrefflicher Freund!"

Bussy schwieg, fortwährend sich auf die Lippen beissend, und um sich her spähend, welche Vertheidigungsmittel ihm zu Gebote ständen, im Falle es zum Handgemenge käme.

„Er vernimmt," fuhr die Stimme mit einem spöttischen Tone fort, den seine tiefe und schauerliche Schwingung noch gräßlicher machte, „er vernimmt, daß der Oberjägermeister abwesend ist, daß er seine Frau allein zurückgelassen hat, daß diese Frau Furcht haben kann, und kommt, ihr Gesellschaft zu leisten, und zwar wann? Am Vortage eines Duelles. Ich wiederhole es, welch' ein guter und vortrefflicher Freund ist der Seigneur von Bussy!"

„Ah! Sie sind's, Herr von Monsoreau," versetzte Bussy. „Gut! Werfen Sie Ihre Maske weg! Nun weiß ich, mit wem ich es zu thun habe."

„So werde ich es machen," erwiederte der Oberjägermeister, und er warf die Maske von schwarzem Sammet weit von sich.

Diane stieß einen schwachen Schrei aus. Der Graf

war leichenblaß, während sein Lächeln jenem eines Verdammten glich.

„Beendigen wir dieß, mein Herr," sagte Bussy, „ich liebe die lärmenden Manieren nicht, und es paßte für die Helden im Homer, welche Halbgötter waren, zu sprechen, bevor sie sich schlugen; ich bin nur ein Mensch, ich bin ein Mensch, der sich nicht fürchtet; greifen Sie mich an, oder lassen Sie mich passiren."

Monsoreau antwortete durch ein dumpfes und zischendes Lachen, das Diane schaudern machte, aber Bussy's rasendsten Zorn aufstachelte. „Platz da, wohlan!" wiederholte der junge Mann, der das Blut, welches einen Augenblick nach seinem Herzen geströmt war, in seine Schläfen steigen fühlte.

„O! o!" entgegnete Monsoreau, „Platz da . . . Was sagen Sie da, Herr von Bussy?"

„Dann kreuzen Sie den Degen, und lassen Sie uns die Sache abthun," sagte der junge Mann; „ich muß heimkehren, und wohne weit von hier."

„Sie kamen, um hier zu liegen, mein Herr," versetzte der Oberjägermeister, „und Sie werden hier liegen."

Inzwischen erschienen die Köpfe der zwei andern Männer hinter den Balconstangen, und diese zwei Männer stiegen über das Geländer, und stellten sich neben ihre Kameraden.

„Vier und zwei machen sechs," sagte Bussy; „wo sind die Uebrigen?"

„Sie stehen an dem Hausthore, und warten," antwortete der Oberjägermeister.

Diane sank auf ihre Knie, und Bussy hörte, unge-

achtet ihrer Anstrengung, es zu verhehlen, ihr Schluchzen. Er warf einen raschen Blick auf sie, dann wendete er ihn zum Grafen, und sagte: „Mein lieber Herr, nach der Ueberlegung einer Secunde wissen Sie, daß ich ein Mann von Ehre bin.“

„Ja,“ erwiederte Monsoreau, „Sie sind ein Mann von Ehre, wie Madame eine keusche Frau.“

„Gut, mein Herr,“ versetzte Bussy mit einer leichten Bewegung des Kopfes von Oben nach Unten; „das ist scharf, aber verdient, und alles dieß wird miteinander bezahlt. Bloß weil ich morgen eine festgesetzte Partie mit vier Edelleuten habe, die Sie kennen, und welche den Vorgang vor Ihnen haben, verlange ich die Gunst, mich diese Nacht heimzubegeben, mein Wort verpfändend, mich wieder einzufinden, wo und wann Sie wollen werden.“

Monsoreau zuckte die Achseln.

„Hören Sie,“ sagte Bussy, „ich schwöre Ihnen bei Gott, mein Herr, daß ich, sobald ich den Herren von Schomberg, von Epernon, Quélus und Maugiron Genugthuung gegeben habe, Ihnen, ganz Ihnen, und sonst Niemanden, zu Diensten stehen werde. Wenn Sie mich tödten, wohlan, werden Sie durch ihre Hände bezahlt seyn. Das ist Alles; wenn ich dagegen Sie tödte, bin ich im Stande, selbst Sie zu bezahlen.“

Monsoreau kehrte sich zu seinen Leuten um. „Vorwärts!“ sagte er zu ihnen, „drauf los, meine Braven!“

„Ah!“ erwiederte Bussy, „ich täuschte mich, es ist kein Duell mehr, es ist ein Meuchelmord.“

„Parbleu!“ entgegnete Monsoreau.

„Ja, ich sehe es, wir täuschten uns Beide, der Eine

am Andern; aber hüten Sie sich, mein Herr, hüten Sie sich, der Herzog von Anjou wird die Sache übel nehmen."

„Er sendet mich," sagte Monsoreau. Bussy schauderte. Diane hob mit einem Seufzer die Hände zum Himmel empor.

„In diesem Falle," erwiederte der junge Mann, „appellire ich an Bussy ganz allein. Haltet Euch gut, meine Braven!" Und mit einem Griffe stürzte er den Betstuhl um, zog einen Tisch zu sich, und warf einen Stuhl auf's Ganze, so, daß er in einer Secunde zwischen sich und seinen Feinden einen Wall improvisirt hatte. Diese Bewegung war so schnell gewesen, daß die losgefeuerte Büchsenkugel nur das dicke Holz des Betstuhles traf, worin sie kraftlos stecken blieb; inzwischen riß Bussy einen prächtigen Credenztisch aus der Zeit Franz **I.** nieder, und verstärkte damit sein Bollwerk. Hinter diesem letztern Möbel blieb Diane verborgen; sie sah ein, daß sie Bussy nur mit ihrem Gebete helfen konnte, und betete.

Bussy warf einen Blick auf sie, dann auf die Angreifenden, dann auf seinen improvisirten Wall. „Vorwärts nun," sagte er; „aber nehmt Euch in Acht, mein Degen sticht!"

Die von Monsoreau angetriebenen Banditen machten eine Bewegung gegen den Eber, der vertheidigungsfertig mit glühenden Augen sie erwartete. Einer von ihnen streckte sogar die Hand nach dem Betstuhle aus, um ihn an sich zu ziehen, aber bevor seine Hand das schützende Möbel berührte, erfaßte Bussy's Degen, durch eine Oeffnung dringend, den Arm in seiner ganzen Länge, und durchbohrte ihn von der Mitte desselben bis zur Schulter.

Der Mann stieß einen Schrei aus, und fuhr bis zum Fenster zurück. Bussy hörte dann eilige Schritte im Corridor, und glaubte, zwischen zwei Feuer genommen zu werden. Er sprang zur Thüre, um die Riegel vorzuschieben; aber bevor er sie erreichte, ging sie auf. Der junge Mann that einen Schritt zurück, um sich gegen seine alten und zugleich gegen seine neuen Feinde zur Wehre zu stellen. Zwei Männer stürzten durch diese Thüre herein.

„Ah! lieber Herr!" rief eine wohlbekannte Stimme, „kommen wir rechtzeitig?"

„Remy!" sagte der Graf.

„Und ich!" fügte eine zweite Stimme bei; „es scheint, daß man hier mordet?"

Bussy erkannte diese Stimme, und brach in ein Freudengebrüll aus. „Saint-Luc!" rief er aus.

„Ich selbst."

„Ah! Ah!" sagte Bussy, ich glaube nun, lieber Herr von Monsoreau, daß Sie wohl thun werden, uns passiren zu lassen, denn jetzt, wenn Sie nicht Platz machen, werden wir über Sie fortgehen."

„Drei Männer zu mir!" rief Monsoreau. Und man sah drei neue Angreifer über das Geländer sich schwingen.

„Ah! sind sie denn eine Armee?" fragte Saint-Luc.

„Mein Gott und Herr beschütze ihn!" flehte Diane.

„Niederträchtige!" schrie Monsoreau, und näherte sich, um Diane zu treffen. Bussy sah die Bewegung. Behend, wie ein Tiger, sprang er mit einem Satze über das Bollwerk; sein Degen traf jenen Monsoreau's, dann fiel er aus, und berührte ihn an der Kehle; die Entfernung

war jedoch zu groß, und jener kam mit einer Schramme davon.

Fünf bis sechs Männer stürzten zugleich auf Bussy los. Einer von diesen Männern fiel unter dem Degen von Saint-Luc.

„Vorwärts!“ rief Remy.

„Nicht vorwärts,“ versetzte Bussy; „im Gegentheile, Remy, nimm Diane und trag sie fort!“

Monsoreau stieß ein Gebrüll aus, und riß einem von den neu Angekommenen eine Pistole aus der Hand. Remy zögerte. „Aber Sie?“ fragte er.

„Führ sie fort! Führ sie fort!“ rief Bussy. „Ich vertraue sie Dir an.

„Mein Gott!“ murmelte Diane, „mein Gott! stehe ihm bei!“

„Kommen Sie, Madame,“ sagte Remy.

„Niemals; nein, ich werde Dich niemals verlassen.“

Remy trug sie auf seinen Armen fort. „Bussy,“ schrie Diane, „Bussy, zu mir her, zu Hülfe!“

Die arme Frau war von Sinnen; sie unterschied nicht mehr ihre Freunde von ihren Feinden; Alles, was sie von Bussy entfernte, war ihr schrecklich und todtfeind. „Geh, geh,“ sagte Bussy, „ich komme zu Dir.“

„Ja,“ brüllte Monsoreau, „ja, Du wirst zu ihr kommen, ich hoffe es.“

Und man hörte einen Schuß fallen. Bussy sah le Haudouin wanken, dann einknicken, und fast alsogleich zusammenstürzen, Diane mit sich reissend. „Es ist nichts, Herr,“ sagte Remy; „ich habe eine Kugel erhalten; sie ist unbeschädiget.“

Drei Männer warfen sich auf Bussy; in dem Momente, da er sich umkehrte, trat Saint=Luc zwischen Bussy und die drei Männer; einer von den Dreien fiel. Die zwei Andern wichen zurück.

„Saint=Luc," sagte Bussy, „Saint=Luc, bei jener, die Du liebst, rette Diane!"

„Aber Du?"

„Ich bin ein Mann."

Saint=Luc sprang zu Dianen, die bereits auf ihre Knie sich erhoben hatte, nahm sie auf seine Arme, und verschwand mit ihr durch die Thüre. „Zu mir her!" schrie Monsoreau, „zu mir her jene von der Treppe!"

„Ah! Schändlicher!" rief Bussy; „ah! Memme!"

Monsoreau zog sich hinter seine Leute zurück. Bussy führte einen Rückschlag und einen Stoß; mit dem ersten zerschmetterte er einen Kopf an der Schläfe, mit dem zweiten durchbohrte er eine Brust.

„Dieß räumt auf," sagte er; dann kehrte er hinter sein Bollwerk zurück.

„Fliehen Sie, Herr, fliehen Sie!" murmelte Remy.

„Ich soll fliehen . . . vor Mördern fliehen!" Dann neigte er sich zu dem jungen Manne, und sagte zu ihm: „Diane muß sich retten; aber was fehlt Dir?"

„Geben Sie Acht!" versetzte Remy, „geben Sie Acht!"

Wirklich waren vier Männer durch die Treppenthüre herbeigerennt. Bussy befand sich zwischen zwei Truppen. Aber er hatte nur einen einzigen Gedanken. „Und Diane," rief er, „Diane!"

Dann stürzte er, ohne eine Secunde zu verlieren, auf diese vier Männer los; unvermuthet angegriffen fielen

zwei, einer verwundet, einer todt. Hierauf, da Monsoreau vorrückte, that er einen Schritt zurück, und war wieder hinter seinem Walle.

„Schiebt die Riegel vor," schrie Monsoreau, „dreht den Schlüssel um, wir haben ihn, wir haben ihn!"

Indessen hatte sich Remy mit einer letzten Anstrengung bis vor Bussy hingeschleppt; er fügte seinen Leib zur Masse des Bollwerks. Eine augenblickliche Pause entstand. Bussy, den Leib an die Mauer gelehnt, mit gebogenen Beinen und gebogenem Arme, mit vorgehaltener Spitze, warf einen raschen Blick um sich her. Sieben Männer lagen auf dem Boden, neun standen noch aufrecht. Bussy zählte sie mit den Augen. Aber als er neun Degen blitzen sah, Monsoreau seine Leute ermuthigen, und das Blut unter seinen Füßen platschen hörte, da war's diesem Tapferen, der niemals die Furcht gekannt hatte, als sehe er im Hintergrunde des Zimmers das Bild des Todes emporstarren, der mit seinem düsteren Lächeln ihm rufe. „Von neun," sagte er, „werde ich wohl noch fünf tödten, aber die übrigen vier werden mich umbringen. Ich besitze noch Kräfte zu einem Kampfe von zehn Minuten; wohlan, thun wir während dieser zehn Minuten, was nie ein Mann that, noch thun wird."

Dann, seinen Mantel losmachend, den er schildförmig um seinen linken Arm wickelte, machte er einen Sprung bis in die Mitte des Zimmers, wie wenn es seines Rufes unwürdig gewesen wäre, noch länger bedeckt zu kämpfen. Hier traf er ein Gedränge, in welches sein Degen schlüpfte, wie eine Viper in ihr Nest; dreimal sah er

Blößen, und stieß mit dem Arme nach diesen Blößen; dreimal hörte er den Riemen der Wehrgehänge oder das Büffelleder der Koller knarren, und dreimal floß ein schmaler, dünner, lauwarmer Blutstrahl durch die Fuge seiner Klinge auf seine rechte Hand. Während dieser Zeit hatte er zwanzig Hiebe oder Stösse mit seinem linken Arme parirt. Der Mantel war zerhackt. Die Taktik der Angreifenden veränderte sich, als sie zwei Männer fallen, und den Dritten sich zurückziehen sahen; sie verzichteten auf den Gebrauch des Degens; die Einen fielen mit Musketenkolbenschlägen über ihn her, die Andern feuerten mit ihren Pistolen auf ihn, von denen sie noch keinen Gebrauch gemacht hatten, und deren Kugeln er durch rasche Seitensprünge oder sich bückend auswich; in diesem äußersten Momente vervielfältigte sich sein ganzes Wesen; denn nicht nur sah, hörte und handelte er, sondern errieth auch fast den plötzlichsten und geheimsten Gedanken seiner Feinde; Bussy befand sich in einem von jenen Augenblicken, wo das Geschöpf den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht; er war, als sterblich, weniger als ein Gott, aber gewiß mehr als ein Mensch. Dann dachte er, wenn er Monsoreau tödtete, so müßte der Kampf ein Ende haben; er suchte ihn also mit den Augen unter seinen Angreifern, aber jener, eben so ruhig, als Bussy aufgeregt, lud die Pistolen seiner Leute, oder nahm sie ganz geladen aus ihren Händen, und schoß, indem er sich immer hinter seinen Banditen hielt. Für Bussy war's jedoch etwas Leichtes, sich einen Durchgang zu bahnen; er stürzte sich mitten unter die Häscher, die auseinander stoben, und stand Monsoreau gegenüber. —

In diesem Augenblicke zielte Derjenige, welcher eine gespannte Pistole in der Hand hatte, auf Bussy, und gab Feuer. Die Kugel traf die Degenklinge, und zerschmetterte sie sechs Zoll oberhalb des Griffes.

„Entwaffnet," rief Monsoreau, „entwaffnet!"

Bussy that einen Schritt zurück, und raffte im Zurückfahren seine zerbrochene Klinge auf. In einer Sekunde war sie mit seinem Taschentuche in seiner Faust befestiget. Und die Schlacht begann wieder, und zeigte den wunderbaren Anblick eines fast waffenlosen, aber auch fast unverwundeten Mannes, der sechs wohl bewaffnete Männer in Schrecken setzte, und aus zehn Leichen einen Wall sich machte. Der Kampf begann wieder, und wurde schrecklicher als jemals,; während Monsoreau's Leute auf Bussy stürzten, zog Monsoreau, bemerkend, daß der junge Mann eine Waffe auf dem Boden suchte, alle, die in seiner Griffweite seyn konnten, zu sich hin. Bussy war umstellt: das Bruchstück seiner schartigen, gekrümmten, abgestumpften Klinge wankte in seiner Hand; die Anstrengung begann seinen Arm zu erschlaffen; er schaute um sich, als eine von den Leichen, wieder belebt, sich aufkniet, und ihm einen langen und starken Raufdegen reicht. Diese Leiche war Remy, und seine letzte Anstrengung Ergebenheit. Bussy stieß einen Freudenschrei aus, und sprang zurück, um das Tuch von seiner Hand zu reißen, und das unnütz gewordene Bruchstück der Klinge wegzuwerfen. Inzwischen näherte sich Monsoreau Remy, und schoß ihm mit seiner Pistole dicht durch den Kopf. Remy sank mit zerschmetterter Stirne nieder, um nicht mehr aufzustehen. Bussy stieß ein Geschrei, oder

vielmehr ein Gebrüll aus. Mit dem Vertheidigungsmittel waren ihm die Kräfte zurückgekehrt; er ließ seinen Degen kreisförmig sausen, hieb rechts eine Hand ab, und spaltete links eine Wange. Durch diesen doppelten Schlag wurde die Thüre ledig. Behend und nervig stürzte er auf sie hin, und versuchte sie durch einen Stoß einzusprengen, welcher die Mauer erschütterte. Aber die Riegel widerstanden. Von Anstrengung erschöpft, ließ Bussy seinen rechten Arm herabsinken, während er mit der Linken die Riegel hinter sich aufzumachen suchte, immer seinen Gegnern die Stirne bietend. Während dieser Sekunde erhielt er einen Schuß, der ihm in den Schenkel drang, und zwei Degenstiche, die ihm die Weichen verletzten. Aber er hatte die Riegel weggeschoben und den Schlüssel umgedreht. Brüllend und rasend vor Wuth schmetterte er den Erbittertsten von den Banditen nieder, und traf, sich auf Monsoreau stürzend, diesen in die Brust.

Der Oberjägermeister stieß einen lauten Fluch aus.

„Ah!“ sagte Bussy, „ich beginne zu glauben, daß ich entkommen werde.“

Die vier Männer warfen ihre Waffen weg, und klammerten sich an Bussy; sie konnten ihn mit dem Degen nicht erreichen, so unverwundbar machte ihn seine wunderbare Gewandtheit. Sie suchten ihn zu ersticken. Aber Bussy schlug sie mit Degenknaufstößen und Hieben zu Boden, und zerfetzte sie unaufhörlich. Monsoreau näherte sich zweimal dem jungen Manne, und wurde noch zweimal getroffen. Doch drei Männer faßten den Griff seines Degens, und rissen ihm denselben aus den Händen.

Bussy ergriff einen Dreifuß von geschnitztem Holze, der als Tabouret benützt wurde, führte drei Hiebe, schlug zwei Männer nieder; aber der Dreifuß zerbrach auf der Schulter des Letzten, der aufrecht stand. Dieser stieß ihm den Dolch in die Brust.

Bussy faßte ihn am Handgelenke, riß den Dolch heraus, und diesen gegen seinen Gegner kehrend, zwang er ihn, selbst sich zu erdolchen. Der Letzte sprang durch das Fenster. Bussy that zwei Schritte, um ihn zu verfolgen, aber Monsoreau, unter die Leichen hingestreckt, erhob sich nun, und öffnete ihm die Kniekehle mit einem Messerhiebe. Der junge Mann stieß einen Schrei aus, suchte einen Degen, raffte den nächsten auf, und bohrte ihn so kräftig in die Brust des Oberjägermeisters, daß er ihn an den Boden spießte.

„Ah!" rief Bussy aus, „ich weiß nicht, ob ich sterben werde, aber ich werde Dich wenigstens sterben gesehen haben."

Monsoreau wollte antworten; aber es war sein letzter Seufzer, der seinem halbgeöffneten Munde entfuhr.

Bussy schleppte sich nun in den Corridor; er verlor all sein Blut durch die Wunde am Schenkel, und vorzüglich durch jene an der Kniekehle. Er warf einen letzten Blick hinter sich.

Glänzend war der Mond aus einer Wolke hervorgetreten; sein Licht glitt in jenes blutüberschwemmte Zimmer, spiegelte sich in den Scheiben, und erhellte die von Degenhieben zerhackten, von Kugeln durchlöcherten Wände, auf seinem Wege über die bleichen Gesichter der Todten hinzuckend, von denen die meisten sterbend den wilden

und drohenden Mörderblick behalten hatten. Bei dem Anblicke dieses von ihm bevölkerten Schlachtfeldes fühlte sich Bussy, voller Wunden, fast sterbend, von einem erhabenen Stolze erfaßt. Seinem Worte getreu, hatte er gethan, was kein Mann hätte thun können. Es blieb ihm nun übrig, zu fliehen, sich zu retten; aber er konnte auch fliehen, denn er floh vor Todten. Doch für den jungen Mann war noch nicht Alles zu Ende. Auf der Treppe ankommend, sah er Waffen im Hofe blitzen; ein Schuß fiel; die Kugel schlug in seine Schulter. Der Hof war bewacht. Nun dachte er an jenes kleine Fenster, durch welches den Kampf am folgenden Tage anzusehen Diane ihm versprach, und er schleppte sich, so schnell er konnte, dahin. Es war offen, einen schönen, sternenbesäeten Himmel einnehmend. Bussy schloß und verriegelte die Thüre wieder hinter sich; dann stieg er mit großer Mühe hinauf, rutschte über das Gesims, und maß mit den Blicken das eiserne Gitter, um auf die andere Seite desselben zu springen.

„O! ich werde die Kraft dazu nicht haben," murmelte er. Doch in diesem Augenblicke hörte er Schritte auf der Treppe; dieß war der zweite Trupp, der hinaufstieg. Bussy war vertheidigungsunfähig; er raffte alle seine Kräfte zusammen. Mit Hülfe der einzigen Hand und des einzigen Fußes, deren er sich noch bedienen konnte, schwang er sich hinaus. Allein, indem er sich hinausschwang, glitt die Sohle des Stiefels auf dem Steine ab. Seine Füße waren so sehr von Blut benetzt. Er fiel auf die Spitzen des eisernen Gitters; die einen drangen in seinen Leib, die andern klammerten sich

an seine Kleider, und er blieb schwebend In diesem Momente dachte er an den einzigen Freund, den er auf der Welt noch hatte. „Saint-Luc!" rief er, „zu mir her! Saint-Luc, zu mir her!"

„Ah! Sie sind's, Herr von Bussy," sagte plötzlich eine Stimme, die aus einer Baumgruppe kam.

Bussy bebte. Diese Stimme war nicht jene von Saint-Luc.

„Saint-Luc!" rief er wieder, „zu mir her! zu mir her! Fürchte nichts für Diane. Ich habe Monsoreau getödtet!"

Er hoffte, daß Saint-Luc in der Umgebung versteckt wäre, auf diese Nachricht käme.

„Ah! Monsoreau ist getödtet?" fragte eine andere Stimme

„Ja."

„Gut."

Und Bussy sah zwei Männer aus der Baumgruppe treten; Beide waren verlarvt.

„Meine Herren," sagte Bussy, „meine Herren, um's Himmels willen helfen Sie einem armen Edelmanne, der noch entkommen kann, wenn Sie ihm beistehen!"

„Was meinen Sie, Monseigneur?" fragte halblaut einer von den beiden Unbekannten.

„Unvorsichtiger!" antwortete der Andere.

„Monseigneur!" rief Bussy aus, der es hörte, so sehr war die Schärfe seiner Sinne durch das verzweiflungsvolle seiner Lage gesteigert worden, „Monseigneur! befreien Sie mich, und ich werde Ihnen verzeihen, mich verrathen zu haben."

„Hörst Du?“ fragte der verlarvte Mann.

„Was befehlen Sie?“

„Nun denn, daß Du ihn befreiest.“ Dann fügte er mit einem Lachen bei, welches seine Maske verbarg: „Von seinen Leiden...“

Bussy wendete den Kopf nach der Richtung, von woher jene Stimme kam, die in einem solchen Momente mit einem spöttischen Tone zu sprechen wagte. „O! ich bin verloren!“ murmelte er.

Wirklich wurde in diesem Augenblicke der Lauf einer Büchse auf seine Brust gestellt, und der Schuß fiel. Bussy's Kopf sank auf seine Schulter zurück, seine Hände erstarrten. „Mörder!“ sagte er, „sey verflucht!“ Und Dianens Namen aussprechend, verschied er. Die Tropfen seines Blutes spritzten vom Gitter auf jenen, welchen man Monseigneur genannt hatte.

„Ist er todt?“ riefen mehrere Männer, die, nach Einsprengung der Thüre, am Fenster erschienen.

„Ja,“ antwortete Aurilly; „aber fliehet; bedenket, daß Monseigneur der Herzog von Anjou, Gönner und Freund des Herrn von Bussy war.“

Die Männer stellten alle weiteren Fragen ein; sie verschwanden. Der Herzog hörte den Lärm ihrer Schritte sich entfernen, schwächer werden, und sich verlieren.

„Nun geh in jenes Zimmer hinauf, Aurilly,“ sagte der andere verlarvte Mann, „und wirf mir Monsoreau's Leiche zum Fenster herab!“

Aurilly ging hinauf, erkannte unter dieser unerhörten Zahl von Leichen jene des Oberjägermeisters, lud sie auf seine Schulter, und warf sie, wie sein Gefährte es

ihm befohlen, durch das Fenster, so daß auch sie, fallend, die Kleider des Herzogs von Anjou mit ihrem Blute bespritzte. Franz durchsuchte das Wamms des Oberjägermeisters, und zog die von seiner königlichen Hand unterzeichnete Allianzurkunde daraus hervor. Da ist, was ich suchte," sagte er; „wir haben hier nichts mehr zu thun."

„Und Diane?" fragte Aurilly vom Fenster aus.

„Meiner Treue, ich bin nicht mehr verliebt, und da sie uns nicht erkannt hat, so laß sie gehen, laß auch Saint-Luc gehen, und beide mögen sich hinbegeben, wohin sie wollen."

Aurilly verschwand.

„Dießmal werde ich noch nicht König von Frankreich werden," äußerte der Herzog, die Urkunde in Stücke zerreissend. „Aber eben so wenig werde ich dießmal wegen Hochverrathes enthauptet werden."

Vierzehntes Kapitel.

Wie Gorenflot sich mehr als jemals zwischen Galgen und Abtei befand.

Das Abenteuer der Verschwörung war bis zum Ende eine Comödie; die bei der Mündung dieses Intriguenflusses postirten Schweizer, und die bei seinem Zusammenflusse im Hinterhalte lauernden französischen Gardisten, welche da ihre Netze gestellt hatten, um die großen Verschwörer zu fangen, erwischten nicht einmal den Ab-

hub. Jedermann war durch den unterirdischen Gang entflohen.

Sie sahen daher nichts aus der Abtei herauskommen, weßhalb das Thor alsogleich eingesprengt wurde, Crillon sich an die Spitze von dreißig Mann stellte und mit dem Könige einen Einfall in das Kloster Sainte-Geneviève machte.

Todesstille herrschte in den weiträumigen und düstern Gebäuden. Crillon, einem erfahrenen Kriegsmanne, wäre ein großer Lärm lieber gewesen; er fürchtete irgend einen Hinterhalt. Aber vergebens deckte man sich durch Vortruppen, vergebens öffnete man die Thüren und Fenster, vergebens durchwühlte man die Gruft, Alles war öde. Der König marschirte unter den Ersten voran, den Degen in der Hand, und aus vollem Halse rufend: „Chicot! Chicot!"

Niemand antwortete.

„Sollten sie ihn getödtet haben?" sagte der König. „Mordieu! sie müßten mir meinen Narren zum Preise eines Edelmannes bezahlen."

„Sie haben Recht, Sire," antwortete Crillon, „denn er i st ein Edelmann, und einer der Bravesten."

Chicot antwortete nicht, weil er beschäftiget war, Herrn von Mayenne zu peitschen, und an dieser Beschäftigung ein so großes Vergnügen fand, daß er von dem, was um ihn her vorging, nichts sah und nichts hörte. Als jedoch der Herzog verschwunden, als Gorenflot in Ohnmacht gefallen war, als Chicot durch nichts mehr gehindert wurde, hörte er rufen, und erkannte die königliche Stimme.

„Hierher, mein Sohn, hieher!" schrie er mit aller Kraft, indem er es versuchte, Gorenflot wenigstens wie- auf seinen Hintertheil zu bringen. Es gelang ihm, und er lehnte in an einen Baum. Die Kraft, welche er zu diesem Liebeswerke anzuwenden genöthiget war, benahm seiner Stimme einen Theil ihres Wohlklanges, so zwar, daß Heinrich einen Augenblick glaubte diese Stimme dringe mit einer Art kläglichen Tones zu ihm. Es war jedoch nicht so, Chicot vielmehr in der ganzen Exaltation des Triumphes, nur bei dem Anblicke des jämmerlichen Zustandes des Mönches unschlüssig, ob er diesen verrätherischen Wanst anzeigen, oder gegen dieses gewaltige Faß Milde üben sollte. Er schaute also Gorenflot an, wie Augustus einen Augenblick Cinna mußte angeschaut haben.

Gorenflot kam nach und nach zu sich, und wie dumm er auch war, so war er es doch nicht in solchem Grade, um sich darüber, was seiner harrte, zu täuschen: zudem glich er nicht übel jenen Arten von Thieren, die unabläßig von den Menschen bedroht sind, und instinktmäßig fühlen, daß die Hand sie nur immer berührt, um sie zu schlagen, und der Mund nur immer, um sie zu essen. Mit dieser inneren Geistesstimmung öffnete er die Augen wieder. „Seigneur Chicot!" rief er aus.

„Ah! Ah!" versetzte der Gascognier, „Du bist also nicht todt?"

Mein guter Seigneur Chicot," fuhr der Mönch fort, indem er eine Anstrengung machte, um die beiden Hände vor seinem ungeheuern Bauche zu falten, „ist es denn

möglich, daß Sie mich meinen Verfolgern ausliefern könnten, mich, Ihren Gorenflot?"

„Canaille," antwortete Chicot mit einem Ausdrucke übel verhehlter Zärtlichkeit.

Gorenflot begann zu heulen. Nachdem es ihm gelungen war, die Hände zu falten, versuchte er, sie zu ringen. „Mich, der ich mit Ihnen so gute Mahlzeiten gehalten habe," rief er mit beklommenen Athem; „mich, der ich, Ihrer Ansicht nach, so herrlich trank, daß Sie mich immer den König der Schwämme nannten; mich, der ich die Hühner so gerne aß, die Sie im Gasthause zum Fruchthorne bestellten, daß ich nur immer die Knochen davon übrig ließ?"

Dieser letztere Zug schien Chicot der erhabenste seiner Art, und stimmte ihn völlig zur Milde.

„Da sind sie! Gerechter Gott!" rief Gorenflot, indem er versuchte, sich wieder zu erheben, aber ohne damit zu recht zu kommen; „da sind sie! Sie kommen, ich bin todt. O! guter Seigneur Chicot, helfen Sie mir?

Und da es dem Mönche nicht gelang, aufzustehen, so warf er sich, was viel leichter war, mit dem Gesichte auf den Boden.

„Steh auf!" sagte Chicot.

„Verzeihen Sie mir?"

„Wir wollen sehen."

„Sie haben mich so sehr geschlagen, daß es damit abgethan seyn kann."

Chicot brach in ein lautes Gelächter aus. Der Geist des armen Mönches war so verstörrt, daß er die dem Mayenne zurückbezahlten Schläge empfangen zu haben glaubte.

„Sie lachen, guter Seigneur Chicot?" sagte er.

„Ei, ohne Zweifel lach' ich, Dummkopf."

„Ich werde also leben?"

„Vielleicht."

„Denn im Grunde würden Sie nicht lachen, wenn Ihr Gorenflot sterben müßte."

„Dieß hängt nicht von mir ab," erwiederte Chicot, „sondern vom Könige, nur der König hat das Recht über Leben und Tod."

Gorenflot machte eine Anstrengung, und brachte sich auf seine beiden Knie. In diesem Momente brach ein glänzendes Licht durch die Finsterniß: viele gestickte Kleider und im Schimmer der Fackeln blitzende Degen, umgaben die beiden Freunde.

„Ah! Chicot! mein lieber Chicot!" rief der König aus, „ich bin erfreut, Dich wieder zu sehen!"

„Sie hören, mein guter Herr Chicot," sagte ganz leise der Mönch, „dieser große Fürst ist glücklich, Sie wieder zu sehen."

„Nun denn?"

„Nun denn, in seinem Glücke wird er Ihnen das nicht abschlagen, um was Sie ihn bitten; bitten Sie ihn um meine Begnadigung."

„Den garstigen Herodes?"

„O! O! stille, lieber Herr Chicot."

„Wohlan, Sire," fragte Chicot, zum Könige sich umwendend, „wie viel haben Sie erwischt?"

„Confiteor! *) sagte Gorenflot.

„Nicht einen Einzigen," antwortete Crillon. „Die

*) „Ich bekenne (ich beichte.)" D. Ueb.

Verräther! Sie müssen irgend eine uns unbekannte Oeffnung gefunden haben."

„Das ist wahrscheinlich," versetzte Chicot.

„Aber Du hast sie gesehen?" fragte der König.

„Allerdings hab' ich sie gesehen."

„Alle?"

„Vom Ersten bis zum Letzten."

„Confiteor!" wiederholte Gorenflot, der von diesem Worte nicht loskommen konnte.

„Sicher hast Du sie erkannt?"

„Nein, Sire."

„Wie, Du hast sie nicht erkannt?"

„Das heißt, ich habe nur einen Einzigen davon erkannt, und noch dazu ..."

„Und noch dazu ..."

„Und noch dazu nicht an seinem Gesichte, Sire."

„Und wen hast Du erkannt?"

„Herrn von Mayenne."

„Herrn von Mayenne? Jenen, dem Du schuldetest ..."

„Wohlan, wir sind quitt, Sire."

„Ah! erzähle mir dieß doch, Chicot!"

„Später, mein Sohn, später; beschäftigen wir uns mit dem Gegenwärtigen."

„Confiteor," wiederholte Gorenflot.

„Ah! Sie haben einen Gefangenen gemacht," sagte Crillon plötzlich, indem er seine breite Hand auf Gorenflot fallen ließ, der, ungeachtet des Widerstandes, den seine Masse leistete, unter dem Schlage sich bog. Der Mönch verlor die Sprache. Chicot zögerte zu antworten, indem er zuließ, daß einen Augenblick lang alle

vom heftigsten Schrecken erzeugten Bangigkeiten, das Herz des unglücklichen Mönches erfüllten. Gorenflot wäre beinahe zum zweitenmale in Ohnmacht gefallen, als er um sich her so viele Degen außerhalb der Scheide, und so viele unbeschwichtigte Zornesregungen sah. Endlich, nach einem Momente des Schweigens, während dessen Gorenflot die Posaune des jüngsten Gerichtes in sein Ohr schallen zu hören glaubte, sagte Chicot: „Sire, schauen Sie diesen Mönch wohl an.“

Einer von den Anwesenden näherte eine Fackel Gorenflot's Gesichte; dieser schloß die Augen, um bei dem Uebergange von dieser Welt in die andere weniger zu thun zu haben.

„Der Prediger Gorenflot?“ rief Heinrich aus.

„Confiteor, confiteor, confiteor,“ wiederholte rasch der Mönch.

„Er selbst,“ antwortete Chicot.

„Derjenige, der . . .“

„Ja, der ist's.“

„Ah! ah!“ sagte der König mit einer zufriedenen Miene.

Man hätte von Gorenflot's Wangen den Schweiß mit einem Napfe gesammelt. Und nicht ohne Grund; denn man hörte die Degen klirren, als wäre selbst der Stahl mit Leben begabt, und von Ungeduld ergriffen gewesen. Einige näherten sich drohend. Gorenflot fühlte sie mehr kommen, als daß er sie kommen sah, und stieß einen schwachen Schrei aus.

„Warten Sie,“ sagte Chicot, „der König muß Alles wissen.“ Und Heinrich bei Seite nehmend, sagte er

ganz leise zu ihm: „Mein Sohn, danke Gott, daß er diesem heiligen Mann erlaubte, vor etwa fünfunddreißig Jahren geboren zu werden; denn er hat uns Alle gerettet."

„Wie so?"

„Ja; er hat mir das Complott vom Anfang bis zum Ende erzählt."

„Wann?"

„Vor acht Tagen etwa, so, daß er, wenn die Feinde Eurer Majestät ihn jemals fänden, ein verlorener Mann wäre."

Gorenflot hörte nur diese letzteren Worte: „Ein verlorener Mann!" Und er fiel auf seine beiden Hände.

„Ein würdiger Mann," sagte der König, einen wohlwollenden Blick auf diese Fleischmasse werfend, die in den Augen eines jeden vernünftigen Menschen nur eine Summe von Materie darstellte, fähig, die Funken der Intelligenz einzuschlucken und auszulöschen, „ein würdiger Mann, den wir in unsern Schutz nehmen werden."

Gorenflot erhaschte diesen barmherzigen Blick im Fluge, und glich der Maske des antiken Schmarotzers, mit der einen Seite bis zu den Zähnen lachend, und mit der andern bis zu den Ohren weinend.

„Und Du wirst wohl thun, mein König," versetzte Chicot, „denn er ist einer von den wunderbarsten Dienern."

„Was glaubst Du denn, daß man mit ihm thun müsse?" fragte der König.

„Ich glaube, daß er in großer Gefahr schweben dürfte, so lange er in Paris seyn wird."

„Wenn ich ihm Wächter gäbe?" äußerte der König.

Gorenflot hörte diesen Vorschlag Heinrich's. „Gut!" sagte er, „es scheint, daß ich mit dem Gefängnisse davon kommen werde. Mir ist dieß viel lieber, als der Schnellgalgen, woferne man mich nur gut nähret."

„Nein," erwiederte Chicot, „das ist überflüssig; es genügt, wenn Du mir erlaubst, ihn mitzunehmen."

„Wohin?"

„Zu mir."

„Wohlan, nimm ihn mit, und kehre in das Louvre zurück, wo ich unsere Freunde wieder finden werde, um sie auf den morgenden Tag vorzubereiten."

„Stehen Sie auf, mein hochwürdiger Pater!" sagte Chicot zum Mönche.

„Er spottet," murmelte Gorenflot; „ein schlechtes Herz!"

„So steh doch auf, Dummkopf!" fuhr der Gascognier ganz leise fort, indem er ihm einen Kniestoß in den Hintern gab."

„Ah! Ich habe dieß wohl verdient!" rief Gorenflot aus.

„Was spricht er denn?" fragte der König.

„Sire," antwortete Chicot, „er erinnert sich an alle seine Mühseligkeiten; er zählt alle seine Qualen auf, und da ich ihm den Schutz Eurer Majestät verspreche, sagt er im Bewußtseyn seines Werthes: „„Ich habe dieß wohl verdient!""

„Der arme Teufel!" erwiederte der König; „sorge ja gut für den Mönch, mein Freund!"

„Ah! seyen Sie unbekümmert, Sire; wenn er bei mir ist, fehlt ihm nichts."

„Ah! Herr Chicot!“ rief Gorenflot aus, „mein lieber Herr Chicot, wohin führt man mich?“

„Du wirst es sogleich erfahren. Inzwischen danke Seiner Majestät, Ungeheuer von Ungerechtigkeit, danke!“

„Für was?“

„Danke, sag' ich Dir.“

„Sire,“ stammelte Gorenflot, „da Eure huldvolle Majestät...“

„Ja,“ sagte Heinrich, „ich weiß Alles, was Sie auf Ihrer Reise nach Lyon, während der Soirée der Ligue, und endlich heute gethan haben. Seien Sie unbesorgt, Sie werden nach Ihren Verdiensten belohnt werden.“

Gorenflot stieß einen Seufzer aus.

„Wo ist Panurge?“ fragte Chicot.

„Im Stalle; das arme Thier!“

„Wohlan, hole und besteige ihn, und such mich dann hier wieder auf.“

„Ja, Herr Chicot.“ Und der Mönch entfernte sich, so schnell er konnte, erstaunt, daß ihm keine Wachen folgten.

„Nun, mein Sohn,“ sagte Chicot, „behalte zwanzig Mann zu Deiner Bedeckung, und schicke zehn Andere mit Herrn von Crillon fort.“

„Wohin soll ich sie schicken?“

„In's Hôtel Anjou, und von dort sollen sie Deinen Bruder mitbringen.“

„Warum?“

„Damit er nicht zum zweitenmale entkomme.“

„Hat mein Bruder ...?“

„Hast Du Dich heute bei Befolgung meiner Rathschläge schlecht befunden?“

„Nein, par la mordieu!“

„Nun denn, so thu, was ich Dir sage.“

Heinrich befahl dem Obersten der französischen Gardisten, ihm den Herzog von Anjou in das Louvre zu bringen. Crillon, der keine innige Zärtlichkeit für den Prinzen fühlte, ging alsogleich fort.

„Und Du?“ fragte Heinrich.

„Ich warte auf meinen Heiligen.“

„Und Du kommst zu mir in das Louvre?“

„In einer Stunde.“

„So verlasse ich Dich jetzt.“

„Geh, mein Sohn!“

Heinrich entfernte sich mit dem Reste des Truppes. Chicot begab sich nach den Ställen, und da er in den Hof trat, sah er Gorenflot auf Panurge reitend erscheinen. Der arme Teufel hatte nicht einmal den Gedanken zu einem Versuche gehegt, sich dem Loose zu entziehen, das seiner harrte. „Vorwärts, vorwärts!“ sagte Chicot, Panurge am Halfter fassend, „eilen wir, man erwartet uns.“

Gorenflot leistete nicht den geringsten Widerstand, nur vergoß er so viele Thränen, daß man ihn sichtbar hätte können abmagern sehen. „Wer hätte dieß gedacht!“ murmelte er, „wer hätte dieß gedacht!“

Chicot zog Panurge zu sich, immer die Achseln zuckend.

Fünfzehntes Kapitel.

Worin Chicot errathet, warum von Epernon Blut an den Stiefeln hatte, und keines an den Wangen.

Als der König wieder in das Louvre kam, fand er seine Freunde friedlich schlummernd im Bette. Die historischen Ereignisse haben einen sonderbaren Einfluß, nämlich ihre Wichtigkeit auf die denselben vorhergegangenen Umstände zurückzustrahlen. Jene also, welche die Ereignisse, welche am nämlichen Morgen eintreten sollten; denn der König kehrte um zwei Uhr in das Louvre zurück, jene, sagen wir, welche diese Ereignisse mit der Täuschung des Vorherwissens betrachten, werden vielleicht einiges Interesse daran finden, den König, der so eben beinahe seine Krone verloren hätte, zu seinen drei Freunden seine Zuflucht nehmen zu sehen, die in einigen Stunden für ihn einer Gefahr die Spitze bieten sollen, worin sie ihr Leben zu verlieren riskiren. Ein Dichter, diese bevorzugte Natur, die nicht vorhersieht, aber errathet, wird, dessen sind wir gewiß, diese jungen Gesichter melancholisch und anmuthig finden, die der Schlaf erfrischt, die das Vertrauen lächeln macht, und welche, gleich Brüdern, die im väterlichen Schlafzimmer liegen, auf ihren Betten neben einander gereihet ruhen.

Heinrich trat sachte in die Mitte derselben, von Chicot gefolgt, der, nachdem er seinen Missethäter in Sicherheit gebracht hatte, zum Könige gekommen war. Ein Bett war leer, von Epernon's Bett.

„Noch nicht heimgekehrt, der Unvorsichtige!“ murmelte der König; „ah! der Unglückliche, ah! der Thor, sich mit Bussy zu schlagen, mit dem tapfersten Manne Frankreichs, mit dem gefährlichsten auf der Welt, und nicht besser daran zu denken!“

„Ja, wahrhaftig,“ sagte Chicot.

„Man suche ihn! Man bringe ihn her!“ rief der König aus. „Dann lasse man mir Miron kommen; ich will, daß er diesen Unbesonnenen einschläfere, wär's auch gegen seinen Willen. Ich will, daß der Schlaf ihn kräftig und gelenk, und fähig mache, sich zu vertheidigen.“

„Sire,“ meldete ein Thürsteher, „so eben kommt Herr von Epernon.“

Von Epernon war wirklich so eben heimgekehrt. Da er die Rückkehr des Königs vernahm, und vermuthete, daß er den Schlafsaal besuchen würde, schlüpfte er in das gemeinsame Zimmer, in der Hoffnung, unbemerkt hineinzukommen. Aber man belauerte ihn, und meldete, wie wir gesehen haben, dem Könige seine Heimkehr. Da er kein Mittel sah, dem Verweise zu entgehen, näherte er sich ganz bestürzt der Schwelle.

„Ah! Bist Du endlich da,“ sagte Heinrich; „komm her, Unglücklicher, und sieh Deine Freunde!“

Von Epernon warf einen Blick durch das Zimmer, und machte ein Zeichen, daß er sie wirklich gesehen habe.

„Sieh Deine Freunde,“ fuhr Heinrich fort: „sie sind verständig, sie haben eingesehen, von welcher Wichtigkeit der morgende Tag ist; und Du, Unglücklicher, anstatt zu beten, wie sie gethan haben, und zu schlafen, wie sie

es thun, rennst den Würfeln und Dirnen nach; cordieu! wie bleich Du bist! und das schöne Gesicht, welches Du morgen machen wirst, wenn Du diese Nacht schon nicht mehr kannst!"

Von Epernon war in der That sehr bleich, so bleich, daß die Bemerkung des Königs ihn erröthen machte.

„Nun," fuhr Heinrich fort, „leg Dich nieder, ich will es! und schlaf, wirst Du wohl schlafen können?"

„Ich?" antwortete von Epernon, wie wenn eine solche Frage ihn auf's Tiefste beleidigte.

„Ich frage, ob Du Zeit haben wirst, zu schlafen? Weißt Du, daß Ihr Euch bei Tage schlaget, daß in dieser unseligen Jahreszeit der Tag um vier Uhr kommt? Es ist zwei Uhr; es bleiben Dir kaum zwei Stunden."

„Zwei Stunden, wohl verwendet," versetzte von Epernon, „genügen zu vielen Dingen."

„Wirst Du schlafen?"

„Vortrefflich, Sire."

„Ich glaub's nicht."

„Warum?"

„Weil Du aufgeregt bist, Du denkst an morgen. Ach! Du hast Recht, denn morgen ist heute. Doch wider meinen Willen bewältiget mich der geheime Wunsch, zu sagen, daß wir bei dem fatalen Tage noch nicht angekommen sind."

„Sire," entgegnete von Epernon, „ich werde schlafen; Eure Majestät müssen mich aber auch schlafen lassen."

„Das ist billig," bemerkte Chicot.

Wirklich entkleidete sich von Epernon, und legte sich mit einer Ruhe, und selbst mit einer Zufriedenheit nie-

der, welche dem Fürsten und Chicot ein gutes Vorzeichen schienen.

„Er ist muthig, wie ein Cäsar," sagte der König.

„So muthig," erwiederte Chicot, sich hinter dem Ohre kratzend, „daß ich, auf mein Ehrenwort, mich hiewegen gar nicht mehr auskenne."

„Sieh, er schläft schon."

Chicot näherte sich dem Bette, denn er zweifelte, daß von Epernon's Sorglosigkeit so weit ginge. „O! O!" sagte er plötzlich.

„Was denn?" fragte der König.

„Sieh her!" Und Chicot wies dem Könige mit dem Finger von Epernon's Stiefel.

„Blut!" murmelte der König.

„Er ist im Blute gegangen, mein Sohn. Welch' ein Tapferer!"

„Sollte er verwundet sey?" fragte der König besorgt.

„Pah! Er hätte es gesagt, woferne er nicht, wie Achilles, an der Ferse verwundet wurde."

„Und auch sein Wamms ist befleckt; sieh seinen Aermel. Was ist ihm denn widerfahren?"

„Vielleicht hat er Jemand getödtet," antwortete Chicot.

„Warum?"

„Nun, um seine Hand zu üben."

„Das ist sonderbar," sagte der König.

Chicot kratzte sich noch viel ernstlicher hinter dem Ohre. „Hm! Hm!" sagte er.

„Du antwortest mir nicht."

„Allerdings: ich sage hm! hm! Dieß bezeichnet gar viel, dünkt mir."

„Mein Gott!“ versetzte Heinrich, „was geht denn um mich herum vor, und welche Zukunft harret meiner? Zum Glücke, daß ich morgen . . .“

„Heute, mein Sohn; Du verwechselst immer.“

„Ja, es ist wahr.“

„Nun denn, heute?“

„Daß ich heute ruhig sein werde.“

„Warum?“

„Weil sie mir die verfluchten Anjouer werden getödtet haben.“

„Glaubst Du, Heinrich?“

„Ich weiß es gewiß; sie sind tapfer.“

„Ich habe nicht sagen hören, daß die Anjouer feige wären.“

„Nein, gewiß nicht; aber sieh, wie stark sie sind, sieh Schomberg's Arm, die schönen Muskeln, die schönen Arme.“

„Ah! wenn Du jenen Antraguet's sähest!“

„Sieh diese gebieterische Miene von Quélus, und diese Stirne Maugiron's, selbst in seinem Schlafe noch stolz. Solchen Gesichtern kann der Sieg nicht fehlen. Ah! wenn diese Augen da den Blitz schleudern, ist der Feind schon halb besiegt.“

„Lieber Freund,“ erwiederte Chicot, traurig den Kopf schüttelnd, „es giebt unterhalb eben so stolzer Stirnen, wie diese, Augen, die ich kenne, und die nicht minder schreckliche Blitze schleudern, als jene, auf die Du zählest. Ist dieß Alles, was Dich beruhiget?“

„Nein; komm, und ich werde Dir etwas zeigen.“

„Wo?“

„In meinem Cabinete.“

„Und jenes Etwas, das Du mir zeigen willst, verleiht Dir das Vertrauen auf den Sieg?“

„Ja.“

„Komm also!“

„Warte!“

Und Heinrich that einen Schritt, um sich den jungen Leuten zu nähern.

„Was giebt's?“ fragte Chicot.

„Höre, ich will sie morgen, oder vielmehr heute, weder betrüben, noch rühren. Ich will gleich jetzt von ihnen Abschied nehmen.“

Chicot schüttelte den Kopf. „Nimm Abschied, mein Sohn,“ sagte er.

Der Ton der Stimme, womit er diese Worte aussprach, klang so melancholisch, daß der König eine Art von Schauder durch seine Adern rieseln fühlte, der ihm eine Thräne aus seinen trockenen Augen preßte.

„Adieu, meine Freunde,“ murmelte der König, „adieu, meine guten Freunde!“

Chicot wendete sich ab; sein Herz war eben so wenig von Marmor, als jenes des Königs. Aber bald schauten seine Augen, wider seinen Willen, von Neuem auf die jungen Leute. Heinrich neigte sich zu ihnen, und küßte einen nach dem andern auf die Stirne. Eine bleiche rosenrothe Wachskerze erhellte diese Scene, und theilte ihre Leichenfarbe den Draperien des Gemaches, und den Zügen der Theilnehmer mit. Chicot war nicht abergläubisch; doch als er Heinrich mit seinen Lippen die

Stirne von Maugiron, von Quélus und von Schomberg berühren sah, zeigte ihm seine Einbildungskraft einen trostlos Lebenden, welcher von bereits auf ihre Leichenbetten gelegten Todten Abschied nahm! „Es ist sonderbar," äußerte Chicot, „ich habe dieß nie empfunden; die armen Jünglinge!"

Kaum war der König damit fertig, seine Freunde zu küssen, als von Epernon die Augen wieder öffnete, um zu sehen, ob er fort sey. Er hatte auf Chicot's Arm gestützt, das Zimmer verlassen. Von Epernon sprang aus seinem Bette, und begann, die auf seinen Stiefeln und auf seinem Kleide befindlichen Blutflecken so gut er konnte wegzuwischen. Diese Beschäftigung führte seinen Gedanken zur Scene des Platzes der Bastille zurück. „Ich hätte nie genug Blut für diesen Mann gehabt," murmelte er, „der dessen an diesem Abende allein so viel vergossen hat."

Und er legte sich wieder auf sein Bett.

Heinrich führte Chicot in sein Cabinet, und sagte, ein langes, mit weißem Atlas gefüttertes Kästchen von Ebenholz öffnend: „Da, sieh!"

„Degen!" erwiederte Chicot. „Ich sehe wohl. Weiter?"

„Ja, Degen, aber geweihte Degen, lieber Freund."

„Von wem?"

„Von unserm heiligen Vater, dem Papste, selbst, der mir diese Gunst gewährt. Dieses Kästchen, wie Du es hier siehst, nach Rom und zurückzubringen, kostet mich zwanzig Pferde und vier Menschen; aber ich habe die Degen."

„Stechen sie gut?" fragte Chicot.

„Gewiß; aber was ihren größten Vorzug ausmacht, Chicot, ist, daß sie geweiht sind."

„Ja, ich weiß wohl, aber es macht mir dennoch Vergnügen, zu wissen, daß sie stechen."

„Heide!"

„Sprechen wir jetzt von andern Sachen, mein Sohn."

„Meinetwegen, aber beeilen wir uns."

„Willst Du schlafen?"

„Nein, ich will beten."

„In diesem Falle sprechen wir von Geschäften. Hast Du den Herrn von Anjou kommen lassen?"

„Ja, er wartet unten."

„Was gedenkst Du damit anzufangen?"

„Ich gedenke, ihn in die Bastille stecken zu lassen.

„Da ist sehr klug. Nur wähle einen sehr tiefen, sehr sichern, sehr geschlossenen Kerker. Jenen, zum Beispiele, der den Connetable von Saint-Pol oder Jacques von Armagnac aufgenommen hat."

„O! sey unbesorgt!"

„Ich weiß, wo man schönen schwarzen Sammet verkauft, mein Sohn."

„Chicot, er ist mein Bruder."

„Richtig, und die Familientrauer am Hofe trägt man violett; wirst Du mit ihm sprechen?"

„Ja, gewiß, wär's auch nur, um ihm jede Hoffnung zu entziehen, indem ich ihm beweise, daß seine Complotte entdeckt sind."

„Hm!" versetzte Chicot.

„Findest Du darin, daß ich mit ihm spreche, etwas Unpassendes?"

„Nein; aber an Deiner Stelle würde ich das Gespräch weglassen, und das Gefängniß verdoppeln."

„Man bringe den Herzog von Anjou," — sagte der König.

„Gleichviel," versetzte Chicot, den Kopf schüttelnd, „ich beharre hiewegen auf meinem ersten Gedanken."

Einen Moment nachher trat der Herzog ein; er war sehr blaß und unbewaffnet. Crillon folgte ihm, seinen Degen in der Hand.

„Wo haben Sie ihn getroffen?" fragte der König Crillon, mit demselben Tone fragend, wie wenn der Herzog nicht da gewesen wäre.

„Sire, Seine Hoheit waren nicht zu Hause; allein einen Augenblick, nachdem ich von ihrem Hôtel im Namen Eurer Majestät Besitz genommen hatte, sind Seine Hoheit heimgekehrt, und von uns ohne Widerstand verhaftet worden."

„Das ist sehr gut," sagte der König mit Geringschätzung. Dann sich zum Prinzen wendend, fragte er ihn: „Wo waren Sie, mein Herr?"

„Wo ich auch gewesen seyn mag, Sire," antwortete der Herzog, „seyen Sie überzeugt, daß ich mit Ihnen mich beschäftigte."

„Ich vermuthe es," erwiederte Heinrich, „und Ihre Antwort beweiset mir daß ich nicht Unrecht hätte, Ihnen die gleiche zu erwiedern."

Franz verbeugte sich ruhig und ehrfurchtsvoll.

„Nun, wo waren Sie?" fragte der König, seinem Bruder sich nähernd, „was thaten Sie, während man Ihre Mitschuldigen verhaftete?"

„Meine Mitschuldigen?“ sagte Franz.

„Ja, Ihre Mitschuldigen,“ wiederholte der König.

„Sire, sicher sind Eure Majestät in Bezug auf mich übel berichtet worden.“

„O! dießmal mein Herr, werden Sie nicht entschlüpfen, und Ihre verbrecherische Laufbahn ist zu Ende. Dießmal werden Sie mich noch nicht beerben, mein Bruder.“

„Sire, Sire, mäßigen Sie sich gnädigst; gewiß giebt es Jemand, der Sie gegen mich erbittert.“

„Elender,“ rief Heinrich im höchsten Zorne aus, „Du wirst in einem Kerker der Bastille Hungers sterben.“

„Ich erwarte Ihre Befehle, Sire, und segne sie, brächten sie mir auch den Tod.“

„Kurz, wo waren Sie, Heuchler?“

„Sire, ich rettete Eure Majestät, und ich arbeitete an dem Ruhme und an der Ruhe Ihres Reiches.“

„O!“ versetzte der König versteinert, „auf meine Ehre, die Keckheit ist groß.“

„Pah!“ sagte Chicot, sich zurücklehnend, „erzählen Sie uns doch dieß, mein Prinz, das muß sonderbar seyn.“

„Sire, ich würde es Eurer Majestät auf der Stelle sagen, wenn Eure Majestät mich als Bruder behandelt hätten; da Sie mich aber als Strafbaren behandeln, so werde ich warten, bis das Ereigniß für mich spricht.“

Bei diesen Worten verbeugte er sich von Neuem, und noch tiefer, als das Erstemal, vor dem Könige, seinem Bruder, und sagte, zu Crillon und den andern anwesenden Offizieren sich umwendend: „Wer von Ihnen, meine

Herren, wird Frankreichs ersten Prinzen vom Geblüte in die Bastille führen?"

Chicot sann nach; ein Blitz erleuchtete seinen Geist. „Ah, ah!" murmelte er, „ich glaube, daß ich jetzt begreife, warum Herr von Epernon so viel Blut an den Füßen, und so wenig auf den Wangen hatte."

Sechszehntes Kapitel.

Der Morgen des Kampfes.

Ein schöner Tag brach über Paris an; kein Bürger wußte die Neuigkeit; aber die royalistischen Edelleute, und jene von der Guisenpartei, letztere noch voll Bestürzung, erwarteten das Ereigniß, und trafen Vorsichtsmaßregeln, um rechtzeitig den Sieger zu beglückwünschen.

Der König, wie wir im vorigen Kapitel gesehen haben, schlief in der Nacht gar nicht, er betete und weinte, und da er wirklich ein muthiger, und vorzüglich in Duell-Angelegenheiten erfahrener Mann war, ging er mit Chicot gegen drei Uhr Morgens aus, um seinen Freunden den einzigen Dienst zu leisten, den er ihnen noch zu leisten im Stande war. Er wollte den Platz besichtigen, auf dem der Kampf geschehen sollte. Dieß war eine sehr merkwürdige, und, sagen wir es ohne Spott, sehr wenig bemerkte Scene. Der König, mit Kleidern von düsterer Farbe angethan, in einem weiten Mantel gehüllt, den Degen an der Seite, Haare und Augen unter den Krämpen seines Hutes versteckt, ging durch die Strasse Saint-

Antoine bis auf dreihundert Schritte vorwärts der Bastille; da er jedoch, hier angekommen, ein wenig oberhalb der Strasse Saint-Paul, einen großen Zusammenlauf von Leuten sah, wollte er sich nicht in diese Menge wagen, schlug die Strasse Sainte-Catharine ein, und erreichte die Einfriedung des Tournellesplatzes von hinten.

Man errathet, was diese Menge da machte: sie zählte die Todten der Nacht. Der König wich ihr aus, und erfuhr also nichts von dem, was geschehen war. Chicot der dem vor acht Tagen vorgefallenen Zwiste, oder vielmehr der Vereinbarung beigewohnt hatte, erklärte dem Könige auf der Stätte selbst, die zum Kampfe auserſehen war, den Platz, welchen die Kämpfer einnehmen sollten, und die Bedingungen des Kampfes. Kaum unterrichtet, begann Heinrich den Raum zu messen, schaute zwischen die Bäume, berechnete den Wiederschein der Sonne, und sagte: „Quélus wird sehr ausgesetzt seyn; er wird die Sonne zur Rechten, gerade in dem Auge haben, das ihm noch übrig ist *), Maugiron dagegen den ganzen Schatten. Quélus hätte Maugiron's Platz, und Maugiron, der vortreffliche Augen hat, jenen von Quélus nehmen sollen. Dieß ist bis jetzt sehr schlecht geordnet. Schomberg, dessen Kniekehle schwach ist, hat einen Baum, der im Falle des Bedürfnisses ihm zum Rückzuge dient. Dieß beruhiget mich in Bezug auf ihn; aber Quélus, mein armer Quelus!"

Und er schüttelte traurig den Kopf.

---

*) Quélus wurde in einem früheren Duelle das linke Auge durch einen Degenstich ausgestochen. A. D.

„Du machest mir Kummer, mein König," versetzte Chicot. „Nun, quäle Dich nicht so; was Teufels! sie werden bekommen, was sie bekommen werden."

Der König hob die Augen zum Himmel empor, und seufzte. „Sieh, mein Gott! wie er lästert," murmelte er; „aber zum Glücke weißt Du, was ein Narr ist."

Chicot zuckte die Achseln.

„Und von Epernon!" fuhr der König fort; „meiner Treue, ich bin ungerecht. Ich dachte nicht an ihn; wie wird von Epernon, der mit Bussy zu thun hat, ausgesetzt seyn! Von Epernon, der in jedem Augenblicke den Stoß wird verhindern müssen, hat zur Linken eine Schranke, rechts einen Baum, hinten einen Graben, denn Bussy ist ein Tiger, ein Löwe, eine Schlange; Bussy ist ein lebendiger Degen, der Sprünge macht, sich duckt, sich auseinander wickelt, sich krümmt."

„Pah!" erwiederte Chicot, „für von Epernon bin ich nicht besorgt."

„Du hast Unrecht, er wird sich tödten lassen."

„Er ist nicht so dumm; er wird seine Vorsichtsmaßregeln getroffen haben, geh!"

„Wie verstehst Du dieß?"

„Ich verstehe darunter, daß er sich nicht schlagen wird, mordieu!"

„Geh doch! Hast Du ihn nicht eben erst gehört?"

„Gerade deßhalb."

„Nun denn?"

„Nun denn, gerade deßhalb wiederhole ich Dir, daß er sich nicht schlagen wird."

„Ungläubiger und geringschätzender Mensch!"

„Ich kenne meinen Gascognier, Heinrich,; doch, wenn Du meinem Rathe folgen willst, so gehen wir fort, lieber Sire; sieh, der helle Tag ist angebrochen; kehren wir in das Louvre zurück!"

„Kannst Du glauben, daß ich während des Kampfes im Louvre bleiben werde?"

„**Ventre de biche**! Du wirst dort bleiben; denn sähe man Dich hier, so würde Jeder sagen, im Falle Deine Freunde Sieger blieben, daß Du den Sieg durch irgend eine Zauberei erzwungen, und im Falle sie besiegt würden, daß Du ihnen Unglück gebracht habest."

„Was liegt mir an Gerüchten und Auslegungen? Ich werde sie bis an's Ende lieben."

„Ich geb's wohl zu, daß Du ein starker Geist bist, Heinrich; ich mache Dir sogar mein Compliment dazu, daß Du Deine Freunde liebest, dieß ist eine seltene Tugend bei den Fürsten; aber ich will nicht, daß Du Herrn von Anjou allein im Louvre lassest."

„Ist nicht Crillon da?"

„Ei, Crillon ist nur ein Büffel, ein Rhinoceros, ein Eber, so tapfer und unbändig, als Du nur willst, während Dein Bruder die Blindschleiche, die Viper, die Klapperschlange, jedes Thier ist, dessen Macht weniger in seiner Stärke, als in seinem Gifte liegt."

„Du hast Recht; ich hätte ihn sollen in die Bastille stecken lassen."

„Ich sagte es Dir wohl, daß Du Unrecht thatest, ihn zu sehen."

„Ja, ich bin von seiner Zuversicht, von seiner Hal-

tung, von jenem Dienste, den er mir geleistet zu haben behauptet, überwunden worden."

„Ein Grund mehr, daß Du ihm mißtrauest. Kehren wir zurück, mein Sohn, glaube mir."

Heinrich befolgte Chicot's Rath, und machte sich mit ihm auf den Weg nach dem Louvre, nachdem er noch einen letzten Blick auf das künftige Kampffeld geworfen hatte. Im Louvre war bereits Alles auf den Beinen, als der König und Chicot dahin zurückkehrten. Die jungen Leute waren die zuerst Erwachten, und ließen sich von ihren Lakeien ankleiden. Der König fragte, womit sie sich beschäftigten. Schomberg machte Kniebeugungen. Quélus bähete sich die Augen mit Weinrebenwasser, Maugiron trank ein Glas spanischen Wein, von Epernon wetzte seinen Degen auf einem Steine. Man konnte ihn übrigens sehen, denn er hatte sich zu diesem Geschäfte einen Sandstein vor die Thüre des gemeinsamen Zimmers bringen lassen.

„Und Du sagst, daß dieser Mann kein Bayard ist?" sagte der König, ihn mit Liebe anschauend.

„Nein, ich sage, daß er ein Scheerenschleifer ist, weiter nichts," versetzte Chicot.

Von Epernon sah ihn, und rief: „Der König!"

Dann trat Heinrich, ungeachtet des gefaßten Entschlusses, und gerade, weil er ohne diesen Umstand nicht die Kraft gehabt hätte, sich aufrecht zu halten, in ihr Zimmer. Er war, wie wir bereits gesagt haben, ein König voll Majestät, und von großer Selbstbeherrschung. Sein ruhiges und fast lächelndes Gesicht verrieth also kein Gefühl seines Herzens. „Guten Morgen, meine

Herren," sagte er, „ich finde Sie in guter Stimmung, wie mir dünkt."

„Gott sey Dank, ja, Sire," erwiederte Quélus.

„Sie machen eine düstere Miene, Maugiron."

„Sire, ich bin sehr abergläubisch, wie Eure Majestät wissen, und da ich böse Träume gehabt habe, erquicke ich mein Herz mit einem Fingerhut voll spanischen Weines."

„Mein Freund," sagte der König, „man muß sich erinnern, und ich spreche mit Miron's Worten, der ein großer Arzt ist, man muß sich erinnern, sag' ich, daß die Träume von den Eindrücken des vorhergehenden Tages abhangen, aber niemals auf die Handlungen des folgenden Tages einwirken, unbeschadet jedoch des Willen Gottes."

„Daher, Sire," bemerkte von Epernon, „sehen Sie mich abgehärtet. Auch ich habe diese Nacht schlecht geträumt, aber troß dem Traume ist der Arm fest, und der Blick durchdringend.

Und er legte sich gegen die Wand aus, in welche er mit seinem frisch geschliffenen Degen einen Einschnitt machte.

„Ja," sagte Chicot, „Sie träumten, Blut an Ihren Stiefeln zu haben; dieser Traum ist nicht schlecht; er bedeutet, daß man einst ein Triumphator vom Schlage Alexanders und Cäsars seyn werde."

„Meine Tapferen," äußerte Heinrich, „Sie wissen, daß es sich um die Ehre Ihres Fürsten handelt, weil es einigermassen *seine* Sache ist, die Sie vertheidigen; aber nur um die Ehre, verstehen Sie wohl; bekümmern Sie

sich also nicht um die Sicherheit meiner Person. Ich habe heute Nacht meinen Thron so befestiget, daß von jetzt an wenigstens auf einige Zeit kein Stoß ihn erschüttern kann. Schlagen Sie sich also für die Ehre!"

„Sire, seyen Sie unbesorgt; wir werden vielleicht das Leben verlieren," versetzte Quélus, „aber jedenfalls wird die Ehre unverletzt seyn."

„Meine Herren," fuhr der König fort, „ich liebe Sie zärtlich, und schätze Sie auch. Lassen Sie sich also einen Rath von mir geben: keine falsche Tapferkeit! Nicht durch Ihren Tod werden Sie mir Recht geben, sondern durch Tödtung Ihrer Feinde."

„O! was mich betrifft," sagte von Epernon, „ich gebe kein Quartier."

„Ich stehe für nichts gut," äußerte Quélus, „ich werde thun, was ich vermag, weiter nichts."

„Und ich," erwiederte Maugiron, „ich bürge Eurer Majestät, daß ich, wenn ich sterbe, meinen Mann unmittelbar tödten werde."

„Schlagen Sie sich auf den Degen allein?"

„Auf Degen und Dolch," antwortete Schomberg.

Der König legte seine Hand auf seine Brust. Vielleicht sprachen diese Hand und dieses Herz, die sich berührten, miteinander von ihren Besorgnissen durch ihre Bebungen und ihre Pulsschläge; äusserlich aber, mit stolzem, trockenen Auge, mit hochmüthiger Lippe, war er ganz der König, das heißt: er schickte zwar Soldaten in den Kampf, aber nicht Freunde in den Tod.

„Wahrhaftig, mein König," sagte Chicot zu ihm, „Du bist wirklich schön in diesem Momente."

Die Edelleute waren bereit; sie brauchten nur noch ihrem Gebieter die Aufwartung zu machen.

„Reiten Sie?“ fragte Heinrich.

„Nein, Sire,“ antwortete Quélus, „wir werden gehen; dieß ist eine heilsame Bewegung, sie macht den Kopf frei, und der Kopf wie Eure Majestät tausendmal gesagt haben, lenket den Degen mehr, als der Arm.“

„Sie haben Recht, mein Sohn. Ihre Hand.“

Quélus neigte sich, und küßte die Hand des Königes: die Andern ahmten ihm nach.

Von Epernon kniete sich nieder, und sagte: „Sire, segnen Sie meinen Degen!“

„Nein, von Epernon,“ versetzte der König; „geben Sie Ihren Degen Ihrem Pagen zurück. Ich habe bessere Degen für Sie, als die Ihrigen. Bring die Degen, Chicot!“

„Nein,“ entgegnete der Gascognier; „gieb diesen Auftrag Deinem Capitaine des Gardes, mein Sohn; ich bin nur ein Narr, selbst nur ein Heide, und die Segnungen des Himmels könnten sich in unheilvolle Hexereien verwandeln, wenn der Teufel, mein Freund, sich's einfallen ließe, auf meine Hände zu schauen, und bemerken würde, was ich trage.“

„Was für Degen sind es denn, Sire?“ fragte Schomberg mit einem Blicke auf das Kästchen, das ein Offizier so eben gebracht hatte.

„Degen aus Italien, mein Sohn, zu Mailand geschmiedete Degen; die Körbe daran sind gut, wie Sie sehen; und da Sie Alle, mit Ausnahme Schomberg's, zarte Hände haben, würde der erste tüchtige Schlag Sie entwaffnen, wenn Ihre Hände nicht gut eingefügt wären.“

„Dank, Dank, Majestät," erwiederten die vier jungen Leute miteinander und mit einer einzigen Stimme.

„Geht, es ist Zeit," sagte der König, der seine Gemüthsbewegung nicht mehr beherrschen konnte.

„Sire," fragte Quélus, „werden uns nicht die Blicke Eurer Majestät ermuthigen?"

„Nein, dieß wäre unpassend; Sie schlagen sich, ohne daß man es weiß, Sie schlagen sich ohne meine Ermächtigung; geben wir dem Kampfe nichts Feierliches, vorzüglich damit man ihn für die Folge eines Privatzwistes halte."

Und er entließ sie mit einer wahrhaft majestätischen Geberde. Als sie ihn verlassen, als die letzten Diener die Schwelle des Louvre überschritten hatten, und man weder mehr das Klirren der Sporen noch der Küraße hörte, welche die kriegsgerüsteten Waffenträger trugen, sagte der König: „Ah! ich sterbe!" und sank auf eine Estrade hin.

„Und ich will dieses Duell sehen," versetzte Chicot; „ich habe die Idee, ich weiß nicht warum, aber ich habe sie, daß dort hinsichtlich von Epernon's irgend etwas seltsames sich ereignen werde."

„Du verlassest mich," sagte der König mit einer kläglichen Stimme.

„Ja," erwiederte Chicot; „denn wenn einer von ihnen seine Pflicht schlecht erfüllen würde, wäre ich da, ihn zu ersetzen, und die Ehre meines Königes aufrecht zu halten."

„Geh also!" sagte Heinrich.

Kaum hatte der Gascognier die Erlaubniß dazu, als er blitzschnell fortging. Der König kehrte dann in sein

Gemach zurück, ließ die Läden desselben schließen, verbot Jedermann, wer es auch sey, im Louvre ein Geschrei zu erheben, oder ein Wort zu sprechen, und sagte bloß zu Crillon, der Alles wußte, was vorgehen sollte:

„Wenn wir Sieger sind, Crillon, wirst Du es mir sagen; sind wir dagegen besiegt, so wirst Du dreimal an meine Thüre klopfen."

„Ja, Sire," antwortete Crillon, den Kopf schüttelnd.

Siebenzehntes Kapitel.

Bussy's Freunde.

Wenn die Freunde des Königs während der Nacht ruhig schliefen, hatten jene des Herzogs von Anjou die nämliche Vorsichtmaßregel getroffen. In Folge eines guten Abendessens, das sie aus eigenem Antriebe miteinander genossen, ohne den Rath und ohne die Gegenwart ihres Gebieters, der für seine Lieblinge nicht die nämlichen Besorgnisse hegte, wie der König für die seinigen, legten sie sich in gute Betten bei Antraguet, dessen Haus zum Versammlungsorte war gewählt worden, weil sie sich dort dem Schlachtfelde am nächsten befanden. Ein Waffenträger, jener Ribérac's, ein großer Jäger und geschickter Waffenschmid, hatte die ganze Nacht dazu verwendet, die Waffen zu reinigen, zu poliren und zu schleifen. Er war außerdem beauftragt, die jungen Leute mit Tagesanbruch zu wecken; dieß pflegte er an allen Fest=, Jagd=, oder Duellmorgen zu thun. Antraguet hatte vor dem Abend=

essen in der Straße Saint=Denis eine kleine Verkäuferin besucht, die er vergötterte, und die man im ganzen Quartiere nur die schöne Bilderhändlerin nannte, Ribérac an seine Mutter geschrieben, Livarot sein Testament gemacht. Schlag drei Uhr, nämlich als die Freunde des Königs kaum erwachten, waren sie bereits auf den Beinen, frisch, gutgelaunt, und mit guten Waffen versehen. Sie zogen rothe Beinkleider und rothe Strümpfe an, damit ihre Feinde ihr Blut nicht sehen, und sie selbst vor diesem Blute nicht erschrecken sollten; ferner Wämser von grauer Seide, damit, im Falle man sich ganz angekleidet schlüge, keine Falte ihre Bewegung hindere. Endlich zogen sie Schuhe ohne Hacken an, und ihre Pagen trugen ihre Degen, damit ihre Arme und Schultern keine Anstrengung empfänden.

Es war ein wunderschönes Wetter für die Liebe, für den Kampf, oder für den Spaziergang: die Sonne vergoldete die Firsten der Dächer, auf denen der Nachtthau funkelnd schmolz. Ein scharfer und köstlicher Geruch duftete zu gleicher Zeit aus den Gärten empor, und verbreitete sich durch die Strassen. Das Pflaster war trocken und die Luft frisch. Bevor die jungen Leute das Haus verließen, hatten sie sich bei dem Herzoge von Anjou nach Bussy erkundigen lassen, und die Antwort erhalten, er sey am vorigen Tage Abends zehn Uhr ausgegangen, und seitdem nicht mehr heimgekehrt. Der Bote fragte, ob er allein und bewaffnet ausgegangen sey. Er erfuhr, daß er, von Remy begleitet, ausgegangen sey, und daß Beide ihre Degen gehabt hätten. Im Hôtel des Grafen war man übrigens nicht besorgt; er machte oft dergleichen

Ausflüge; ferner wußte man, daß er so stark, so tapfer und so gewandt sey, daß diese selbst verlängerten Ausflüge geringe Besorgnisse einflößten. Die drei Freunde ließen sich alle diese Details wiederholen.

„Gut," sagte Antraguet, „haben Sie nicht sagen hören, meine Herren, daß der König eine große Hirschjagd im Walde von Compiegne anbefohlen hat, und daß Herr von Monsoreau gestern zu diesem Zwecke fortreisen mußte?"

„Ja," antworteten die jungen Leute.

„Dann weiß ich, wo er ist: während der Oberjägermeister den Hirsch umstellt, jagt er die Hirschkuh des Oberjägermeisters. Seyen Sie unbesorgt, meine Herren, er ist dem Kampfplatze näher, als wir, und wird vor uns dort seyn."

„Ja," erwiederte Livarot, „allein ermüdet, abgemattet, ohne geschlafen zu haben."

Antraguet zuckte die Achseln. „Wird Bussy müde?" fragte er. „Auf! Vorwärts, vorwärts, meine Herren, wir werden ihn im Vorbeigehen mitnehmen."

Alle machten sich auf den Weg. Dieß war gerade der Moment, wo Heinrich die Degen an ihre Feinde vertheilte; sie hatten also ungefähr zehn Minuten vor ihnen voraus. Da Antraguet in der Gegend von Saint-Eustache wohnte, schlugen sie die Straße des Lombards, de la Verrerie, und endlich die Straße Saint-Antoine ein. Alle diese Straßen waren öde. Nur den von Montreuil, von Vincennes oder von Saint-Maurles-Fossés mit ihrer Milch und mit ihren Gemüsen kommenden Bauern, und die auf ihren Karren oder Maulthieren schliefen, war es vergönnt, diesen stolzen Trupp von drei

tapfern Männern, von ihren Pagen und Waffenträgern gefolgt, zu sehen. Keine beleidigenden Prahlereien, kein Geschrei, keine Drohungen mehr! Wenn man sich schlägt, um zu tödten, oder getödtet zu werden; wenn man weiß, daß das Duell von der einen und der andern Seite erbittert, tödtlich, ohne Erbarmen seyn wird, wird man nachdenkend; die Unbesonnensten von den Dreien waren an diesem Morgen die gedankenvollsten.

Auf der Höhe der Straße Sainte-Catherine ankommend, wendeten alle Drei mit einem Lächeln, welches anzeigte, daß in diesem Momente der nämliche Gedanke in ihnen auftauchte, ihre Blicke nach Monsoreau's kleinem Hause.

„Von da aus wird man wohl zusehen," sagte Antraguet, „und ich bin überzeugt, daß die arme Diane öfter als einmal an ihr Fenster kommen wird."

„Da!" erwiederte Ribérac, „sie ist schon hingekommen, dünkt mir."

„Wie so?"

„Das Fenster ist offen."

„Es ist wahr. Aber warum ist diese Leiter an's Fenster gelegt, wenn das Haus Thüren hat?"

„Das ist wirklich seltsam," antwortete Antraguet.

Alle Drei näherten sich dem Hause mit der inneren Ahnung, irgend einer unheimlichen Offenbarung entgegen zu gehen.

„Wir sind nicht die Einzigen, die sich verwundern," bemerkte Livarot; „sehet diese Bauern, die in ihren Wagen sich aufrichten, um zu schauen."

Die jungen Leute kamen unter dem Balcone an.

Ein Gemüsegärtner war schon dort, und schien den Boden genau zu untersuchen.

„Ei, Seigneur von Monsoreau," rief Antraguet, „wollen Sie uns sehen? In diesem Falle beeilen Sie sich, denn es liegt uns daran, zuerst anzukommen."

Sie warteten, aber vergebens. „Niemand antwortet," versetzte Ribérac; „aber warum, zum Teufel! diese Leiter?"

„He, Landmann," sagte Livarot zum Gemüsegärtner, „was thust Du da? Hast Du diese Leiter angelegt?"

„Gott behüte mich, meine Herren," antwortete er.

„Und warum dieß?" fragte Antraguet.

„Sehen Sie doch da hinauf!"

Alle Drei schauten empor. „Blut!" rief Ribérac aus.

„Meiner Treue, ja, Blut," fügte der Landmann bei, „und welches sogar sehr schwarz ist."

„Die Thüre ist eingesprengt worden," bemerkte zu gleicher Zeit Antraguets Page.

Antraguet warf einen Blick von der Thüre zum Fenster, und war, die Leiter packend, in einer Secunde auf dem Balcone. Er schaute in das Zimmer.

„Was giebt's denn darin?" fragten die Andern, die ihn wanken und erbleichen sahen.

Ein schrecklicher Schrei war seine einzige Antwort. Livarot war hinter ihm hinaufgestiegen. „Leichen, Tod, Tod überall!" rief der junge Mann aus. Und Beide traten in das Zimmer. Ribérac blieb aus Besorgniß eines Ueberfalles unten. Inzwischen veranlaßten die Ausrufungen des Gemüsegärtners, daß alle Vorübergehenden stehen blieben. Das Zimmer trug überall die Spuren

des furchtbaren nächtlichen Kampfes: Die Blutflecken, oder vielmehr ein Blutstrom, breitete sich über den Boden hin. Die Tapeten waren von Degenhieben und Pistolenkugeln zerfetzt. Die Möbel lagen zertrümmert und roth zwischen Fleisch- und Gewandstücken.

„O Remy! der arme Remy!" sagte plötzlich Antraguet.

„Todt?" fragte Livarot.

„Bereits kalt."

„Es muß ja ein Regiment deutscher Reiter durch dieses Zimmer gezogen seyn!" rief Livarot aus.

In diesem Momente sah Livarot die Thüre des Corridors offen; Blutspuren verriethen, daß auch auf dieser Seite gekämpft worden war; er folgte der schrecklichen Fährte, und gelangte zur Treppe. Der Hof war leer und öde. Mittlerweile ging Antraguet, anstatt ihm zu folgen, in das anstossende Zimmer; überall lag Blut; das Blut führte zum Fenster. Er neigte sich über das Gesimse, und schaute erschrockenen Auges in den kleinen Garten. Auf dem eisernen Gitter hing noch die erdfahle und starre Leiche des unglücklichen Bussy. Bei diesem Anblicke entfuhr Antraguet's Brust nicht ein Schrei, sondern ein Gebrüll. Livarot eilte herbei.

„Sieh," sagte Antraguet, „Bussy ist todt!"

„Bussy ist ermordet, durch ein Fenster hinausgestürzt! Herbei, Ribérac, herbei!"

Und somit stürzte Livarot in den Hof, und traf am Fuße der Treppe Ribérac, den er mit sich nahm. Eine kleine Thüre, die vom Hofe in den kleinen Garten führte, gewährte ihnen Durchgang.

„Er ist's wirklich!" rief Livarot aus.

„Die Hand ist ihm zerhauen," bemerkte Ribérac.

„Er hat zwei Kugeln in der Brust."

„Er ist von Dolchstichen durchlöchert."

„Ah! armer Bussy!" jammerte Antraguet; „Rache! Rache!"

Indem Livarot sich umkehrte, stieß er an eine zweite Leiche. „Monsoreau!" rief er.

„Wie? Auch Monsoreau?"

„Ja, Monsoreau, wie ein Sieb durchlöchert, und mit auf dem Pflaster zerschmetterten Kopfe."

„Ah! Man hat ja heute Nacht alle unsere Freunde ermordet."

„Und seine Frau, seine Frau," rief Antraguet, „Diane, Madame Diane!"

Niemand antwortete, mit Ausnahme des Pöbels, der um das Haus herum zu wimmeln begann. In diesem Momente war's, da der König und Chicot auf der Höhe der Straße Sainte-Catherine ankamen, und einen Seitenweg einschlugen, um der Menge zu entgehen.

„Bussy, armer Bussy!" rief Ribérac verzweiflungsvoll aus.

„Ja," versetzte Antraguet, „man hat sich des Furchtbarsten von uns Allen entledigen wollen."

„Das ist eine Feigheit! Das ist eine Infamie!" riefen die zwei andern jungen Leute.

„Beschweren wir uns bei dem Herzoge!" sagte einer von ihnen.

„Nein," versetzte Antraguet, „übertragen wir Niemanden den Vollzug unserer Rache; wir würden übel gerächet, Freund: warte auf mich!"

In einer Secunde ging er hinab, und war bei Livarot und Ribérac. „Meine Freunde,“ sagte er, „sehen Sie dieses edle Gesicht des tapfersten Mannes; sehen Sie die noch rothen Tropfen seines Blutes; er giebt uns das Beispiel; er übertrug Niemanden die Mühe, ihn zu rächen... Bussy! Bussy! wir werden es machen, wie Du, und, sey unbesorgt, wir werden uns rächen!“

Diese Worte sprechend, entblößte er sein Haupt, drückte seine Lippen auf Bussy's Lippen, zog seinen Degen, und tauchte denselben in sein Blut. „Bussy,“ sagte er, „ich schwöre an Deiner Leiche, daß dieses Blut im Blute Deiner Feinde wird gewaschen werden!“

„Bussy,“ riefen die Andern, „wir schwören, zu tödten oder zu sterben!“

„Meine Herren,“ erwiederte Antraguet, seinen Degen wieder in die Scheide steckend, „keine Gnade, keine Barmherzigkeit, nicht wahr?“

Die beiden jungen Leute streckten die Hand über die Leiche hin: „Keine Gnade, keine Barmherzigkeit!“ wiederholten sie.

„Aber es werden unser nur noch drei gegen vier seyn,“ äußerte Livarot.

„Ja; aber wir haben Niemand ermordet, nein,“ entgegnete Antraguet, „und Gott wird jene stark machen, die unschuldig sind. Adieu, Bussy!“

„Adieu, Bussy!“ wiederholten die zwei andern Gefährten.

Und sie verließen, das Entsetzen in der Seele und die Blässe auf der Stirne, dieses verfluchte Haus. Sie hatten dort, bei dem Bildnisse des Todes, jene gewaltige

Verzweiflung gefunden, welche die Kräfte verhundertfacht; sie waren dort von jener hochherzigen Entrüstung ergriffen worden, welche den Menschen über sein sterbliches Wesen erhöht. Mit Mühe drangen sie durch die Menge, so zahlreich war sie in einer Viertelstunde geworden. Auf dem Kampfplatze ankommend, fanden sie ihre Feinde, die ihrer harrten, die Einen auf Steinen sitzend, die Andern auf den hölzernen Schranken malerisch gelagert. Die letzten Schritte machten sie laufend, beschämt die zuletzt Angekommenen zu seyn.

Die vier Lieblinge hatten vier Waffenträger bei sich. Ihre vier auf den Boden gestellten Degen, schienen, wie sie, zu warten und zu ruhen.

„Meine Herren," sagte Quélus, indem er aufstand, und mit einer Art übermüthig trotziger Miene grüßend, „wir haben die Ehre gehabt, Sie zu erwarten."

„Entschuldigen Sie uns, meine Herren," versetzte Antraguet; „wir wären jedoch, ohne den Verzug von einem unserer Gefährten, vor Ihnen angekommen."

„Herr von Bussy," sagte von Epernon; in der That, ich sehe ihn nicht. Es scheint, daß er sich diesen Morgen bei dem Ohre zupfen läßt."

„Wir haben bis jetzt gewartet," bemerkte Schomberg, „wir werden wohl noch länger warten."

„Herr von Bussy wird nicht kommen," versetzte Antraguet.

Ein außerordentliches Erstaunen malte sich in allen Zügen; nur von Epernon's Gesicht drückte ein anderes Gefühl aus. „Er wird nicht kommen," sagte er; „ah! ah! der Tapfere der Tapfern fürchtet sich also?"

„Dieß kann nicht die Ursache seyn," äußerte Quélus.

„Sie haben Recht, mein Herr," versetzte Livarot.

„Und warum wird er nicht kommen?" fragte Maugiron.

„Weil er todt ist," antwortete Antraguet.

„Todt!" riefen die Lieblinge.

Von Epernon sagte nichts, und erblaßte sogar leicht.

„Und todt durch Mord!" fuhr Antraguet fort. „Wissen Sie es nicht, meine Herren?"

„Nein," erwiederte Quélus. „Und warum sollten wir es wissen?"

„Ist's übrigens gewiß?" fragte von Epernon.

„Antraguet zog seinen Raufdegen. „So gewiß," antwortete er, „daß Sie hier auf meinen Degen Blut von ihm sehen."

„Ermordet!" riefen die drei Freunde des Königs aus, „Herr von Bussy ermordet!"

Von Epernon fuhr fort, den Kopf mit einer Zweifelsmiene zu schütteln.

„Dieses Blut schreiet um Rache," sagte Ribérac; „hören Sie es nicht, meine Herren?"

„Ah!" entgegnete Schomberg, „man sollte ja meinen, daß Ihr Schmerz eine Bedeutung habe."

„Pardieu!" sagte Antraget.

„Was soll dieß heißen?" rief Quélus aus.

„Suche, wem das Verbrechen nützt, sagte der Rechtsgelehrte," murmelte Livarot.

„Ah! meine Herren, werden Sie sich laut und deutlich erklären?" fragte Maugiron mit donnernder Stimme.

„Gerade deßhalb kommen wir, meine Herren," antwortete Ribérac, „und wir haben mehr Gründe, als nöthig, um uns hundertmal die Kehle abzuschneiden."

„Dann schnell den Degen in die Hand," versetzte von Epernon, seine Waffe aus der Degenreihe nehmend, „und schnell an's Werk!"

„O! O! Sie haben sehr Eile, Herr Gascognier," sagte Livarot, „und Sie würden keinen so hohen Tone, anstimmen, wenn wir vier gegen vier wären."

„Ist's unsere Schuld, wenn Ihrer nur drei sind?" antwortete von Epernon.

„Ja, es ist Ihre Schuld," rief Antraguet aus; er ist todt, weil man ihn lieber im Grabe sah, als auf dem Kampfplatze; er ist todt mit zerhauener Hand, damit seine Hand nicht mehr den Degen halten könne; er ist todt, weil man um jeden Preis jene Augen auslöschen mußte, deren Blitz Sie Alle Vier geblendet hätte. Verstehen Sie? bin ich deutlich?"

Schomberg, Maugiron und von Epernon brüllten vor Wuth.

„Genug, genug, meine Herren," sagte Quélus. „Entfernen Sie sich, Herr von Epernon; wir werden uns Drei gegen Drei schlagen; diese Herren sollen dann sehen, ob wir, ungeachtet unsers Rechtes, gesonnen sind, ein Unglück zu benützen, das wir bedauern, wie sie. Kommen Sie, meine Herren, kommen Sie," fügte der junge Mann bei, seinen Hut zurückwerfend, und die linke Hand erhebend, während er mit der Rechten seinen Degen sausen ließ, „und indem Sie uns unter freien Himmel und

im Angesichte Gottes kämpfen sehen, werden Sie urtheilen können, ob wir Mörder sind. Auf! Platz! Platz!"

„Ah! Ich haßte Sie," erwiederte Schomberg, „nun verabscheue ich Sie."

„Und ich hätte Sie vor einer Stunde getödtet," versetzte Antraguet, „nun möchte ich Sie erwürgen. In's Lager gesetzt, meine Herren, in's Lager gesetzt."

„Mit unsern Wämsern, oder ohne Wämser?" fragte Schomberg.

„Ohne Wams, ohne Hemd," antwortete Antraguet," „mit nackter Brust, mit entblößtem Herzen!"

Die jungen Leute warfen ihre Wämser weg, und rissen ihre Hemden vom Leibe.

„Ha!" sagte Quélus, sich auskleidend, „ich habe meinen Dolch verloren. Er hielt schlecht in der Scheide, und wird unter Weges herausgefallen seyn."

„Oder Sie haben ihn bei Herrn von Monsoreau, am Bastilleplatze, zurückgelassen," entgegnete von Antraguet, „in irgend einer Scheide, aus welcher Sie ihn zurückzuziehen nicht werden gewagt haben."

Quélus erhob ein Wuthgebrüll, und fiel aus.

„Er hat ja keinen Dolch, Herr von Antraguet, er hat keinen Dolch," rief Chicot, der in diesem Momente auf dem Kampfplatze ankam.

„Desto schlimmer für ihn," versetzte Antraguet; das ist nicht meine Schuld." Und seinen Dolch mit der linken Hand ziehend, fiel er ebenfalls aus.

Achtzehntes Kapitel.

Der Kampf.

Der Platz, auf welchem dieser schreckliche Zusammenstoß statt finden sollte, war, wie wir gesehen haben, von Bäumen umschattet, und abgelegen. Gewöhnlich wurde er nur von Kindern besucht, die bei Tag dort spielten, und von Betrunkenen und Dieben, welche bei Nacht dort schliefen. Die von den Pferdehändlern errichteten Schranken hielten natürlich die Menge entfernt, welche, gleich der Fluth eines Flusses, immer einer Strömung folgt, und nur durch irgend einen Wirbel angezogen stille steht oder zurücktritt. Die Vorübergehenden gingen diesen Raum entlang, und hielten sich nicht dabei auf. Zudem war es noch allzu früh, und Alles drängte sich eilig zu Monsoreau's blutigem Hause.

Chicot setzte sich mit pochenden Herzen, obwohl er nicht von sehr zarter Natur war, vorwärts der Lakeien und Pagen auf ein hölzernes Geländer. Er liebte die Anjouer nicht, er verabscheute die Lieblinge; aber die Einen wie die Andern waren brave junge Leute, und in ihren Adern floß ein edelmüthiges Blut, das man nun bald sollte hervorspritzen sehen.

Von Epernon wollte zum letztenmal eine Prahlerei riskiren. „Wie! Man fürchtet sich also wohl vor mir?" rief er aus.

„Schweigen Sie, Schwätzer!" sagte Antraguet zu ihm.

„Ich bin in meinem Rechte," versetzte Epernon, „die Partie war zu Acht festgesetzt."

„Auf! Platz da!" rief Ribérac ungeduldig, den Durchgang ihm versperrend.

Er kehrte mit stolzen Kopfstellungen zurück, und steckte seinen Degen wieder in die Scheide.

„Kommen Sie," sagte Chicot, „kommen Sie, Blume der Tapferen, sonst werden Sie wieder ein Paar Schuhe verlieren, wie gestern."

„Was spricht dieser Meister Narr?"

„Ich sagte, daß es bald Blut auf dem Boden geben wird, und Sie darin gehen würden, wie Sie es in dieser Nacht thaten."

Von Epernon erblaßte. Seine ganze Prahlerei verstummte vor diesem schrecklichen Vorwurfe. Er setzte sich zehn Schritte von Chicot weg, den er nicht ohne Schrecken anschaute. Ribérac und Schomberg näherten sich nach der üblichen Begrüßung. Quélus und Antraguet, welche bereits seit einem Augenblicke ausgefallen waren, kreuzten die Klingen, indem Jeder einen Schritt vorwärts machte.

Maugiron und Livarot, Jeder auf eine Schranke gestützt, belauerten sich, indem sie Finten machten um die Klinge in ihrem Lieblingsausfalle zu binden. Der Kampf begann, als es zu Saint-Paul vier Uhr schlug. Die Wuth prägte sich in den Zügen der Kämpfer aus; aber ihre gepreßten Lippen, ihre drohende Bläße, das unwillkürliche Zittern der Hand, deuteten an, daß diese Wuth von ihnen aus Vorsicht bethätiget, und, gleich einem wilden Pferde, nicht ohne große Verwüstungen losbrechen

würde. Einige Minuten lang, im Grunde eine ungeheuer lange Zeit, gab's nur ein Reiben der Degen, was noch kein Klirren war. Kein Stoß wurde geführt.

Ribérac, ermüdet oder vielmehr zufrieden, seinen Gegner geprüft zu haben, senkte die Hand, und wartete einen Augenblick. Schomberg machte zwei rasche Schritte, und führte einen Stoß gegen ihn, welcher der erste Blitz war, der aus der Wolke zuckte.

Ribérac wurde getroffen. Seine Haut ward erdfahl, und ein Blutstrahl schoß aus seiner Schulter; er brach ab, um seine Wunde zu untersuchen. Schomberg wollte den Stoß erneuern; allein Ribérac hob seinen Degen wieder durch eine Parade in der Prime, und führte einen Stoß gegen ihn, der ihn an der Seite traf. Jeder hatte seine Wunde.

„Ruhen wir nun einige Secunden aus wenn Sie wollen," sagte Ribérac.

Inzwischen kämpften Quélus und Antraguet eifrig; aber Quélus stand in großem Nachtheile, da er keinen Dolch hatte, er war genöthiget, mit seinem linken Arme zu pariren, und da sein Arm bloß war, kostete ihm jede Parade eine Wunde. Ohne schwer verwundet zu seyn, war doch seine Hand nach Verlauf einiger Secunden voll Blut. Antraguet dagegen, seines ganzen Vortheiles kundig, und nicht minder geschickt, als Quélus, parirte mit äußerster Besonnenheit. Drei Gegenstöße trafen, und ohne daß Quélus gefährlich verwundet war, floß doch das Blut durch drei Wunden aus seiner Brust. Aber bei jedem Stoße wiederholte Quélus: „Das ist nichts."

Livarot und Maugiron folgten noch immer vorsichtig.

Ribérac, vor Schmerz wüthend, und fühlend, daß er mit seinem Blute seine Kräfte zu verlieren begann, stürzte auf Schomberg los. Schomberg trat keinen Schritt zurück, und begnügte sich, seinen Degen steif auszustrecken. Die beiden jungen Leute trafen sich mit einem gleichzeitigen Stosse. Ribérac wurde die Brust durchbohrt, und Schomberg am Halse verwundet. Ribérac, tödtlich verwundet, fuhr mit der linken Hand an seine Wunde, wodurch er sich bloßstellte. Schomberg benützte diesen Umstand, um Ribérac einen zweiten Stoß zu versetzen, der durch's Fleisch ging. Aber Ribérac, faßte mit seiner rechten Hand die Hand seines Gegners, und stieß ihm mit der Linken seinen Dolch bis an's Heft in die Brust. Die spitzige Klinge drang durch das Herz. Schomberg stieß einen dumpfen Schrei aus, und fiel auf den Rücken, indem er den noch immer vom Degen durchbohrten Ribérac mit sich zu Boden zog.

Als Livarot seinen Freund fallen sah, that er einen raschen Schritt zurück, und eilte zu ihm, von Maugiron verfolgt. Er gewann im Laufe einige Schritte, und indem er Ribérac in seinen Anstrengungen half, Schomberg's Degen wegzubringen, zog er ihm diesen Degen aus der Brust. Doch nun von Maugiron eingeholt, mußte er sich mit dem Nachtheile eines schlüpfrigen Bodens, einer schlechten Stellung und der Sonne in den Augen vertheidigen. Nach Verlauf einer Secunde öffnete ein Degenstich Livarot's Kopf, der seinen Degen fallen ließ und auf die Kniee sank.

Quélus war von Antraguet hart gedrängt. Maugiron beeilte sich, Livarot mit einem zweiten Stiche zu

durchbohren. Livarot sank völlig zu Boden. Von Epernon stieß einen lauten Schrei aus. Antraguet allein hatte es mit Quèlus und Maugiron zu thun. Quèlus blutete sehr, aber aus leichten Wunden. Maugiron war beinahe unverletzt. Antraguet erkannte die Gefahr; er hatte nicht die mindeste Schramme erhalten, begann aber sich ermüdet zu fühlen; es war jedoch nicht der Augenblick, von einem verwundeten, wüthenden, keuchenden, und von einem andern ganz bluttrunkenen Manne Rast zu verlangen. Mit einem tüchtigen Hiebe entfernte er gewaltsam den Degen von Quélus, und sprang, die Ablenkung der Klinge benützend, leicht über die Schranke. Quélus führte einen Hieb nach ihm, der jedoch nur in das Holz schnitt. Doch in diesem Augenblicke griff Maugiron Antraguet von der Seite an. Antraguet kehrte sich um, Quélus benützte den Moment, um unter der Barrière durchzuschlüpfen.

„Er ist verloren," sagte Chicot.

„Es lebe der König!" rief von Epernon, „kühn, meine Löwen, kühn!"

„Mein Herr, schweigen Sie gefälligst," versetzte Antraguet, beschimpfen Sie keinen Mann, der sich bis zum letztem Athemzuge schlagen wird."

„Und der noch nicht todt ist," rief Livarot aus.

Und in dem Momente, wo Niemand mehr an ihn dachte, erhob er sich, gräßlich durch das blutige, seinen Leib bedeckende Koth, auf seine Knie, und stieß seinen Dolch zwischen die Schultern von Maugiron, der wie eine Masse, seufzend hinstürzte. „Jesus mein Gott! ich bin todt!"

Livarot fiel wieder ohnmächtig zurück; die Anstrengung und der Zorn hatten den Rest seiner Kräfte erschöpft.

„Herr von Quélus,“ sagte Antraguet, seinen Degen senkend, „Sie sind ein tapferer Mann, ergeben Sie sich, ich biete Ihnen das Leben an.“

„Und warum sollte ich mich ergeben?“ fragte Quélus; „lieg ich auf dem Boden?“

„Nein; aber Sie sind von Stichen durchlöchert, und ich bin gesund und unverletzt.“

„Es lebe der König!“ rief Quélus, „ich habe meinen Degen noch mein Herr.“

Und er stürzte auf Antraguet los, der den Stoß parirte, wie schnell er auch gewesen war. „Nein, mein Herr, Sie haben ihn nicht mehr,“ erwiederte Antraguet, indem er die Klinge bei dem Stichblatte mit voller Hand ergriff. Und er krümmte den Arm von Quélus, der den Degen fahren ließ. Nur schnitt sich Antraguet leicht in einen Finger der linken Hand.

„O!“ brüllte Quélus, „einen Degen! einen Degen!“

Und mit einem Tigersprunge auf Antraguet stürzend, umschlang er ihn mit seinen beiden Armen. Antraguet ließ sich um den Leib fassen, nahm seinen Degen in seine linke Hand, und seinen Dolch in seine rechte Hand, und begann Quélus unaufhörlich und überall zu verwunden, bei jedem Stosse mit dem Blute seines Feindes sich bespritzend, den nichts dahin brachte, seine Beute loszulassen, und der bei jeder Wunde rief: „Es lebe der König!“

Es gelang ihm sogar die Hand zurückzuhalten, die

ihn traf, und seinen unverletzten Feind zwischen seine Beine und Arme zu klemmen, wie es eine Schlange gemacht hätte. Antraguet fühlte, daß ihm der Athem fehlen werde. Wirklich wankte und fiel er. Aber im Fallen, wie wenn an diesem Tage Alles ihm begünstigen sollte, erstickte er so zu sagen den unglücklichen Quélus. „Es lebe der König!" murmelte der Letztere im Todeskampfe.

Antraguet gelang es, seine Brust von der Umschließung frei zu machen; er erhob sich auf einen Arm, traf ihn mit einem letzten Stosse, der ihm die Brust durchbohrte, und sagte zu ihm: „Da, bist Du zufrieden?"

„Es lebe der K...," stammelte Quélus mit halbgeschlossenen Augen. Dieß war Alles; das Schweigen und der Schrecken des Todes herrschten auf dem Schlachtfelde.

Antraguet erhob sich voll Blut, aber Feindesblut; er hatte, wie gesagt, nur eine Schramme an der Hand. Erschrocken schlug von Epernon ein Kreuz und nahm die Flucht, wie wenn ein Gespenst ihn verfolgt hätte.

Antraguet warf auf seine todten und sterbenden Gefährten und Feinde den nämlichen Blick, den der Horatier auf das Schlachtfeld mußte geworfen haben, das die Geschicke Roms entschied.

Chicot eilte herbei und hob Quélus auf, dessen Blut aus neunzehn Wunden floß. Die Bewegung gab ihm wieder Leben. Er öffnete die Augen. „Antraguet," sagte er, „auf Ehre, ich bin unschuldig an Bussy's Tode."

„O! ich glaube Ihnen, mein Herr,“ versetzte Antraguet gerührt, „ich glaube Ihnen.“

„Fliehen Sie,“ murmelte Quélus, „fliehen Sie, der König würde Ihnen nie verzeihen.“

„Und ich, mein Herr, werde Sie nicht so verlassen,“ sagte Antraguet, „müßte ich auch das Schaffot besteigen.“

„Retten Sie sich, junger Mann,“ erwiederte Chicot, „und versuchen Sie Gott nicht; Sie retten sich durch ein Wunder, verlangen Sie nicht deren zwei an einem Tage.“

Antraguet näherte sich Ribérac, der noch athmete. „Nun denn?“ fragte dieser.

„Wir sind Sieger,“ antwortetete Antraguet mit leiser Stimme, um Quèlus nicht zu beleidigen.

„Ich danke,“ sagte Ribérac. „Geh fort!“

Und er sank ohnmächtig zurück. Antraguet hob seinen eigenen Degen auf, den er im Kampfe hatte fallen lassen, dann jenen von Quélus, von Schomberg und von Maugiron.

„Tödten Sie mich vollends, mein Herr,“ sagte Quélus, „oder lassen Sie mir meinen Degen.“

„Hier ist er, Herr Graf,“ entgegnete Antraguet, indem er ihm denselben mit einer ehrerbietigen Verbeugung reichte.

Eine Thräne glänzte in den Augen des Verwundeten. „Wir hätten Freunde seyn können,“ murmelte er.

Antraguet reichte ihm die Hand.

„Gut!“ sagte Chicot, „das ist ritterlich im höchsten Grade. Aber rette Dich, Antraguet, Du bist würdig, zu leben.“

„Und meine Gefährten?“ fragte der junge Mann.

„Ich werde für sie sorgen, wie für die Freunde des Königs.“

Antraguet hüllte sich in seinen Mantel, den sein Waffenträger ihm reichte, damit man das Blut nicht sehe, womit er bedeckt war, und verschwand, die Todten und Verwundeten inmitten der Pagen und Lakeien zurücklassend, durch das Thor Saint-Antoine.

Neunzehntes Kapitel.

Schluß.

Der König, bleich vor Besorgniß und bei dem mindesten Geräusche bebend, ging im Fechtsaale mit großen Schritten auf und ab, mit der Erfahrung eines geübten Mannes die ganze Zeit bemessend, die seine Freunde brauchen mußten, um zu ihren Gegnern zu kommen, und mit ihnen zu kämpfen, so wie alle guten und schlimmen Wechselfälle, die ihnen ihr Character, ihre Kraft oder Gewandtheit verliehen. „Jetzt gehen sie durch die Straße Saint-Antoine,“ sagte er zuerst. „Nun betreten sie den Kampfplatz. — Man zieht die Degen. Jetzt sind sie handgemein.“

Und mit diesen Worten begann der arme König, ganz schaudernd, zu beten. Aber im Grunde des Herzens lagen andere Gefühle, und diese Andacht der Lippen berührte nur die Oberfläche. Nach einigen Secunden erhob sich der König wieder.

„Wenn nur Quélus," sagte er, „jenes Gegenstoßes sich erinnert, den ich ihm gezeigt habe, indem er mit dem Degen parirt, und mit dem Dolche stößt."

„Schomberg, der kaltblütige Mann, muß Ribérac tödten."

„Wenn Maugiron nichts Widriges begegnet, wird er sich Livarot's leicht entledigen. Aber von Epernon! o! dieser ist todt. Zum Glücke ist er Derjenige von den Vieren, den ich am wenigsten liebe. Aber zum Unglücke ist es damit nicht abgethan, daß er todt ist; denn ist er todt, so fällt Bussy, der schreckliche Bussy, sich vervielfältigend über die Uebrigen her. Ah! mein armer Quélus! Mein armer Schomberg! Mein armer Maugiron!"

„Sire!" sprach Crillon vor der Thüre.

„Wie! Jetzt schon!" rief der König aus.

„Nein, Sire, ich bringe keine Nachricht, außer daß der Herzog von Anjou mit Eurer Majestät zu sprechen verlangt."

„Und warum?" fragte der König, das Gespräch immer durch die Thüre führend.

„Er sagt, daß der Augenblick für ihn gekommen sey, Eure Majestät in Kenntniß zu setzen, welche Art von Dienst er Ihnen erwiesen, und daß, was er dem Könige zu sagen habe, einen Theil der Besorgnisse beschwichtigen werde, die in diesem Momente Sie beunruhigen."

„Nun denn, gehen Sie also," versetzte der König.

In diesem Augenblicke, und als Crillon sich umkehrte, um zu gehorchen, ertönte ein rascher Schritt über

die Stufen herauf, und man hörte eine Stimme, die zu Crillon sagte: „Ich will alsogleich mit dem Könige sprechen.“

Der König erkannte diese Stimme, und öffnete selbst. „Komm, Saint-Luc, komm!“ sagte er: „Was giebt's denn wieder? Aber was fehlt Dir denn, mein Gott, und was ist geschehen? Sind sie todt?“

Wirklich stürzte Saint-Luc, blaß, ohne Hut, ohne Degen, ganz mit Blutflecken gesprengelt, in das Zimmer des Königs. „Sire!“ rief Saint-Luc, dem Könige sich zu Füssen werfend, „Rache! Ich komme, von Ihnen Rache zu verlangen!“

„Mein armer Saint-Luc,“ erwiederte der König, „was giebt es denn? Sprich; und was kann Dich zu solcher Verzweiflung treiben?“

„Sire, einer von Ihren Unterthanen, der Edelste; einer von Ihren Soldaten, der Tapferste ...“ Die Sprache versagte ihm.

„He!“ sagte vortretend Crillon, der vorzüglich auf den letzteren Titel Rechte zu haben glaubte.

„... Ist heute Nacht getödtet worden, verrätherisch getödtet, ermordet,“ fügte Saint-Luc bei.

Der König, mit einem einzigen Gedanken beschäftiget, beruhigte sich; es war Keiner von seinen vier Freunden, da er sie am Morgen gesehen hatte.

„Heute Nacht getödtet, ermordet,“ erwiederte der König; „von wem sprichst Du denn, Saint-Luc?“

„Sire, Sie liebten ihn nicht, ich weiß es wohl,“ fuhr Saint-Luc fort; „aber er war treu, und gelegentlich hätte er, ich schwör's Ihnen, all' sein Blut für

Eure Majestät hingegeben, sonst wäre er nicht mein Freund gewesen."

„Ah!" sagte der König, der zu begreifen begann. Und eine Art von Blitz, wenn nicht der Freude, wenigstens der Hoffnung, erleuchtete sein Gesicht.

„Rache! Sire, für Herrn von Bussy," rief Saint-Luc, „Rache!"

„Für Herrn von Bussy?" wiederholte der König, jedes Wort betonend.

„Ja, für Herrn von Bussy, welchen zwanzig Mörder heute Nacht erdolcht haben. Es war gut, daß man zwanzig nahm, denn vierzehn davon hat er getödtet."

„Herr von Bussy todt!"

„Ja, Sire."

„Dann schlägt er sich diesen Morgen nicht," sagte der König plötzlich, durch eine unwiderstehliche Regung hingerissen.

Saint-Luc warf dem Könige einen Blick zu, den er nicht aushalten konnte; indem er sich abwendete, erblickte er Crillon, der, immer aufrecht bei der Thüre stehend, neue Befehle erwartete. Er gab ihm ein Zeichen, den Herzog von Anjou einzulassen.

„Nein, Sire," fügte Saint-Luc mit ernster Stimme bei. „Herr von Bussy hat sich wirklich nicht geschlagen, und deßhalb komm' ich, nicht um Rache zu verlangen, wie ich mit Unrecht zu Eurer Majestät gesagt habe, sondern Gerechtigkeit; denn ich liebe meinen König, und vorzüglich die Ehre meines Königs mehr als Alles, und ich finde, daß man durch die Erdolchung des Herrn von Bussy Eurer Majestät einen bedauernswerthen Dienst erwiesen hat."

Der Herzog von Anjou war an der Thüre angekommen; er blieb dort unbeweglich stehen, wie eine Bildsäule von Bronce. Saint-Luc's Worte hatten den König aufgeklärt; sie erinnerten ihn an den Dienst, welchen sein Bruder ihm geleistet zu haben behauptete. Sein Blick kreuzte sich mit jenem des Herzogs, und es war nicht zu zweifeln; denn zur nämlichen Zeit, da dieser ihm einen bejahenden Blick erwiederte, machte er von Oben nach Unten ein unmerkbares Kopfzeichen.

„Wissen Sie, was man nun sagen wird?“ rief Saint-Luc aus. „Wenn Ihre Freunde Sieger sind, wird man sagen, daß sie es nur sind, weil Sie Bussy umbringen ließen.“

„Und wer wird dieß sagen, mein Herr?“ fragte der König.

„Pardieu! Jedermann,“ erwiederte Crillon, ohne Umstände und wie gewöhnlich sich in das Gespräch mischend.

„Nein, mein Herr,“ versetzte der König, durch die Ansicht desjenigen beunruhiget und bezwungen, der seit Bussy's Tode der Tapferste seines Königreiches war, „nein, mein Herr, man wird es nicht sagen, denn Sie werden mir den Mörder nennen.“

Saint-Luc sah einen Schatten werfen. Der Herzog von Anjou war's, der zwei Schritte in das Zimmer gethan hatte. Er kehrte sich um, und erkannte ihn. „Ja, Sire, ich werde ihn nennen!“ sagte er, sich erhebend, „denn ich will Eurer Majestät Unschuld an dieser abscheulichen That um jeden Preis darthun.“

„Wohlan, sprechen Sie!“

Der Herzog blieb stehen, und wartete ruhig.

Crillon stand hinter ihm, ihn von der Seite anschauend, und den Kopf schüttelnd.

„Sire," entgegnete Saint-Luc, „heute Nacht ließ man Bussy in eine Falle gehen: während er eine Frau besuchte, die ihn liebte, ist der Gatte, von einem Verräther in Kenntniß gesetzt, mit Mördern heimgekehrt; es gab deren überall, auf der Straße, im Hofe, und sogar im Garten."

Wäre nicht, wie gesagt, im Gemache des Königs Alles geschlossen gewesen, so hätte man den Prinzen, trotz seiner Selbstbeherrschung, bei den letztern Worten erblassen sehen.

„Bussy hat sich wie ein Löwe vertheidiget, Sire, aber die Zahl war allzu überwiegend, und ...."

„Und er ist todt," unterbrach der König, „und mit Recht todt, denn ich werde einen Ehebruch gewiß nicht rächen."

„Sire, ich habe meine Erzählung noch nicht beendiget," fuhr Saint-Luc fort. „Der Unglückliche, nachdem er sich fast eine halbe Stunde lang im Zimmer vertheidiget, nachdem er über seine Feinde triumphirt hatte, rettete sich verwundet, blutend, verstümmelt; es handelte sich nur darum, ihm eine hilfreiche Hand zu leisten, die ich ihm gereicht hätte, wäre ich nicht mit der mir von ihm anvertrauten Frau durch seine Mörder festgehalten, an den Händen gebunden, geknebelt gewesen. Zum Unglücke hatte man vergessen, mir das Gesicht zu rauben, wie man mir die Sprache geraubt hatte, und ich habe zwei Männer, Sire, dem unglücklichen Bussy sich nähern sehen,

der mit dem Schenkel auf den Stangenspitzen eines eisernen Gitters hing; ich habe gehört, wie der Verwundete sie um Hülfe bat; denn er hatte das Recht, in diesen zwei Männern zwei Freunde zu sehen. Wohlan, Sire, furchtbar ist's, es zu erzählen, aber glauben Sie mir, noch furchtbarer war's zu sehen und zu hören: der Eine hat zu schießen befohlen, und der Andere hat gehorcht."

Crillon ballte die Fäuste und runzelte die Stirne.

„Und Sie kennen den Mörder?" fragte der König, wider seinen Willen bewegt.

„Ja," antwortete Saint-Luc. Und sich zum Prinzen umkehrend, indem er in seine Sprache und Geberde seinen ganzen so lange Zeit verhaltenen Haß legte, sagte er: „Monseigneur sind's; der Mörder ist der Prinz, der Mörder ist der Freund!"

Der König war auf diesen Schlag gefaßt. Der Herzog ertrug ihn, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ja," versetzte er ruhig, „ja, Herr von Saint-Luc hat gut gesehen und gut gehört; ich habe Herrn von Bussy tödten lassen, und Eure Majestät werden diese That würdigen, denn Herr von Bussy war mein Diener, es ist wahr; aber diesen Morgen, was ich ihm auch sagen konnte, sollte Herr von Bussy die Waffen gegen Eure Majestät kehren."

„Du lügst, Mörder, Du lügst!" rief Saint-Luc aus. „Bussy, von Stichen durchbohrt, Bussy, die Hand von Degenhieben zerhauen, die Schulter von einer Kugel zerschmettert; Bussy, vom Eisengitter am Schenkel gespießt hangend, konnte seinen grausamsten Feinden nur noch Erbarmen einflößen, und seine grausamsten Feinde hätten

ihm beigestanden. Du aber, Mörder von La Mole und von Coconnas, Du hast Bussy getödtet, wie alle Deine Freunde, den Einen nach dem Andern, Du hast Bussy getödtet, nicht weil er der Feind Deines Bruders, sondern weil er der Vertraute Deiner Geheimnisse war. Ah! Monsoreau wußte wohl, warum Du dieses Verbrechen verübtest!"

„Cordieu," murmelte Crillon, „warum bin ich nicht der König!"

„Man beschimpft mich bei Ihnen, mein Bruder," sagte der Herzog, bleich vor Schrecken, denn zwischen Crillon's gekrampfter Hand und Saint-Luc's wüthendem Blicke, fühlte er sich nicht sicher.

„Gehen Sie fort, Crillon," sagte der König.

Crillon entfernte sich.

„Gerechtigkeit, Sire, Gerechtigkeit!" rief Saint-Luc noch immer.

„Sire," sagte der Herzog, „strafen Sie mich also, weil ich diesen Morgen die Freunde Eurer Majestät gerettet, und Ihrer Sache, welche auch die Meinige ist, eine offenbare Gerechtigkeit verschafft habe."

„Und ich," versetzte Saint-Luc, nicht mehr seiner mächtig, „ich sage Dir, daß die Sache, der Du zugethan bist, eine verfluchte Sache ist, und daß, wohin Du gehest, der Zorn Gottes Deinen Schritten folgen muß! Sire, Sire! Ihr Bruder hat unsere Freunde beschützt, wehe ihnen!"

Der König fühlte sich von einer Art Schreckensschauder durchzuckt. Gerade in diesem Momente hörte man draußen einen dumpfen Lärm, dann rasche Schritte, dann hastige

Fragen. Eine große, große Stille trat ein. Inmitten dieser Stille, und wie wenn eine Stimme vom Himmel käme, Saint-Luc Recht zu geben, erschütterten drei Schläge die Thüre, von Crillon's kräftiger Faust langsam und feierlich geführt.

Ein kalter Schweiß rieselte über Heinrichs Schläfen, und verstörte die Züge seines Antlitzes. „Besiegt!" rief er aus, „meine armen Freunde besiegt!"

„Was sagte ich Ihnen, Sire?" rief Saint-Luc aus.

Der Herzog faltete mit Schrecken die Hände.

„Siehst Du, Niederträchtiger!" rief der junge Mann mit einem stolzen Aufschwunge aus, „siehst Du, wie die Mörder die Ehre der Fürsten retten! Komm doch, und ermorde auch mich, ich habe keinen Degen!"

Und er schleuderte seinen seidenen Handschuh dem Herzoge in's Gesicht. Franz stieß einen Wuthschrei aus, und wurde erdfahl. Aber der König sah und hörte nichts; seine Stirne war zwischen seine Hände gesunken. „O!" murmelte er, „meine armen Freunde sind besiegt, verwundet! O, wer wird mir sichere Nachrichten von ihnen geben?"

„Ich, Sire," erwiederte Chicot.

Der König erkannte diese befreundete Stimme, und streckte seine Arme vor sich hin. „Nun denn?" fragte er.

„Zwei sind bereits todt, und der Dritte wird den letzten Seufzer thun."

„Wer ist der Dritte, der noch nicht todt ist?"

„Quélus, Sire!"

„Und wo ist er?"

„Im Hôtel Boissy, wohin ich ihn bringen ließ."

Der König hörte weiter nichts mehr an, und stürzte mit schmerzlichem Wehklagen zum Gemache hinaus.

Saint-Luc hatte Diane zu ihrer Freundin, Johanna von Brissac geführt; daher kam es, daß er so spät im Louvre erschien. Johanna wachte drei Tage und drei Nächte bei der unglücklichen, dem heftigsten Delirium preisgegebenen Frau. Am vierten Tage wollte Johanna, von Müdigkeit erschöpft, ein wenig ruhen; als sie aber zwei Stunden nachher in das Zimmer ihrer Freundin zurückkehrte, fand sie dieselbe nicht mehr. *)

Man weiß, daß Quélus, der Einzige von den drei die Sache des Königs vertheidigenden Kämpfern, der neunzehn Wunden überlebte, in demselben Hôtel Boissy, wohin Chicot ihn hatte bringen lassen, nach einem Todeskampfe von dreißig Tagen in den Armen des Königs starb.

Heinrich war untröstlich. Er ließ seinen drei Freunden prächtige Grabmale errichten, auf denen sie in Lebensgröße ausgehauen waren. Er stiftete Messen für sie, empfahl sie den Gebeten der Priester, und fügte seinen

---

*) Vielleicht wird uns der Verfasser, was aus ihr geworden ist, in seinem nächsten Romane erzählen, betitelt: **„Die Fünfundvierzig“**, worin wir Einige von jenen Personen wieder finden werden, die an der Intrigue der Dame von Monsoreau Theil genommen haben.

(Anmerkung des Herausgebers.)

gewöhnlichen Gebeten folgenden Doppelvers bei, den er, so lang er lebte, bei seinen Morgen- und Abendandachten wiederholte:

„Gott, empfang am Gnadenthron'
Quélus, Schomberg, Maugiron."

Beinahe drei Monate lang ließ Crillon den Herzog von Anjou nicht aus den Augen, gegen den der König von einem heftigen Hasse erfüllt war, und dem er niemals verzieh. Man erreichte so den Monat September, zu welcher Zeit Chicot, der seinen Gebieter nicht verließ, und Heinrich getröstet hätte, wäre er zu trösten gewesen, nachstehenden Brief erhielt, datirt aus der Priorei Beaune. Er war von der Hand eines Geistlichen geschrieben.

„Lieber Seigneur Chicot!

„Die Luft ist in unserer Gegend mild, und die Weinlese verspricht heuer in Burgund gut zu werden. Man sagt, daß der König, unser Herr, dem ich, wie es scheint, das Leben gerettet habe, immer viel Verdruß hat; nehmen Sie ihn in die Priorei mit, lieber Herr Chicot, wir werden ihm Wein von 1550 zu trinken geben, den ich in meinem Speisekeller entdeckt habe, und der zu bewirken im Stande ist, daß man die größten Schmerzen vergißt; dieß wird ihn erfreuen, ich zweifle nicht daran, denn ich habe in den heiligen Büchern die bewunderungswerthe Stelle gefunden: „„Der gute Wein erfreut des Menschen Herz!"" Dieß ist im Lateinischen sehr schön; Sie werden es bei mir lesen. Kommen Sie, lieber Herr Chicot, kommen Sie mit dem Könige, kommen Sie mit

Herrn von Epernon, kommen Sie mit Herrn von Saint=Luc, und Sie werden sehen, daß wir Alle fett werden.

„Der hochwürdige Prior Dom. Gorenflot, der sich nennt

„Ihren unterthänigen Diener und Freund."

Nachschrift. „Sagen Sie dem Könige, daß ich noch nicht Zeit gehabt habe, für die Seelen seiner Freunde zu beten, wie er es mir befohlen hat, weil ich durch meine Einsetzung daran gehindert wurde; aber sobald die Weinlese vorüber ist, werde ich gewiß mit ihnen mich beschäftigen."

„Amen!" sagte Chicot, „wahrhaftig, die armen Teufel sind Gott sauber empfohlen!"

Ende.

In der **v. Jenisch & Stage**'schen Buchhandlung in **Augsburg** ist erschienen u. in allen Buchhandlungen zu haben:

Die drei Musketiere.

von Alexander Dumas.

Deutsch von Fr. W. Bruckbräu.

3 Bde. in 8°. Feinstes Velinp. geh. 3 Rthlr. od. 5 fl. 24 kr.

Eine höchst meisterhafte Zeit-, Charakter- und Sittenschilderung aus dem siebenzehnten Jahrhunderte voll der ergötzlichsten Intriguen, ohne die mindeste Verletzung der Moralität, worunter jene mit den diamantenen Nestelstiften von ächt dramatischer Wirkung ist, und Ludwig XIII., seine Gemahlin Anna von Oesterreich, den berühmten Cardinal Richelieu, und den in England allmächtigen Herzog von Buckingham u. s. w. in wundersam spannenden Verwicklungen darstellt. Der Zeitschrift „Le Siecle," welche diesen bezaubernden historischen Roman in ihren Feuilletons zuerst brachte, strömten hiewegen neue Abonnenten zu vielen Tausenden zu, wie dem Constitutionel wegen des „ewigen Juden."

Eine Fortsetzung dazu sind:

Von Artagnan,

oder:

Zwanzig Jahre später.

Roman

von Alexander Dumas.

Deutsch von Fr. Wilh. Bruckbräu.

6 Bände. 8. Geh. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

An Interesse der Handlung und merkwürdig spannenden Verwicklungen übertrifft dieser Roman fast noch den Ersteren. Er schildert das Zeitalter des allmächtigen Ministers Cardinals von Mazarin, seine Kämpfe mit der Fronde, und das Jugendalter des großen Königs Ludwig XIV. Die Abenteuer unserer Musketiere sind nicht weniger pikant — aber weit großartiger, auch treten nun historische Personen wie der Herzog von Condé, — Turenne u. s. w. auf den Schauplatz.

Staatsbibliothek München

Eugen Sue's
ausgewählte Romane.

Neueste und eleganteste Octav=Ausgabe.

Elegant geheftet.

Erscheint in einhundert Lieferungen von 90—100 Seiten, deren jede nur 12 kr. oder 3 gr. kostet.

Versendet ist bereits die 1—38te Lieferung. (**Der ewige Jude.** Deutsch von **Fr. W. Bruckbräu.**) Die neu erscheinenden Romane werden immer zuerst in meisterhafter Uebersetzung darin aufgenommen.

Alexander Dumas
ausgewählte Romane.

Neueste und eleganteste Oktav-Ausgabe.

Elegant geheftet.

Erscheint in hundert Lieferungen von 90—100 Seiten, deren jede nur 12 kr. oder 3 gr. kostet.

Versendet ist bereits die 1—55te Lieferung. (**Die drei Musketiere. — Von Artagnan.** Fortsetzung der drei Musketiere. — **Die Dame von Monsoreau. — Der Graf von Monte-Christo.** — Deutsch von **Fr. W. Bruckbräu.**) Die neu erscheinenden Romane werden immer zuerst in meisterhafter Uebersetzung darin aufgenommen.

Der Preis beider Werke übertrifft an Billigkeit alle bis jetzt erschienenen Ausgaben.

Bayerische Staatsbibliothek München

des Verfassers, der uns dießmal im Maskenkleide des Romanes, wie in einem Zauberspiegel, jene eben so höchst überraschenden als ergreifenden Wahrheiten, die er in den Tiefen der Höhen des geselligen Lebens erforscht hat, mit der ihm eigenthümlichen lebendigsten Spannung, enthüllen dürfte. Der Constitutionnel, für welchen Eugen Sue vertragsmäßig vierzehn Jahre lang ausschließlich arbeitet, zählt nun 26.570 Abonnenten; wir sind so genügsam, unsern Uebersetzungen seiner von der gesammten Lesewelt so zu sagen verschlungenen Romane, nur eben so viele Abnehmer zu wünschen. Der Band kostet 12 Ngr. od. 42 kr.

In der **v. Jenisch & Stage'schen** Buchhandlung erscheint, und ist durch allen Buchhandlungen, Deutschlands, Oesterreichs und Rußlands zu haben:

Dumas, Alex. ausgewählte Romane. Deutsch von Fr. W. Bruckbräu, in 100 Lieferungen. Octav. Velinpapier. à 4 Neugr. od. 12 kr.

Diese eleganteste und **billigste** Octavausgabe enthält: 1) Die **3 Musketiere.** 2) **von Artagnan,** oder 20 Jahre später. 3) Die **Dame von Monsoreau.** 4) Der **Graf von Monte-Christo.** 5) **Memoiren eines Arztes.** 6) Der **Marquis von Bragelonne,** oder 10 Jahre später. 7) **Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans,** und alle seine künftig erscheinenden Romane.

Sue, Eug. ausgewählte Romane. Deutsch von Fr. W. Bruckbräu in 100 Lieferungen. Octav. Velinpapier. à 4 Neugr. od. 12 kr.

Diese eleganteste und **billigste** Octavausgabe enthält: 1) Der **ewige Jude.** 2) **Martin, oder: Memoiren eines Kammerdieners.** 3) Die **7 Todsünden.** 4) Der **Religionskrieg in den Cevennen.** 5) **Arthur.** 6) **Mathilde, Memoiren** einer **jungen Frau.** 7) Der **Comthur von Malta,** und alle seine künftig erscheinenden Romane.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Die Dame von Monsoreau Historisch-romantisches Sittengenälde aus den Zeiten Heinrichs III., Königs von Frankreich

Bd.: 6

Augsburg (1846)

P.o.gall. 303 s-9,4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088996-7